

Heute und vor Zeiten

Bilder und Geschichten von

Heinrich Scharrelmann

Heute und vor Zeiten

Heute und vor Zeiten

Bilder und Geschichten

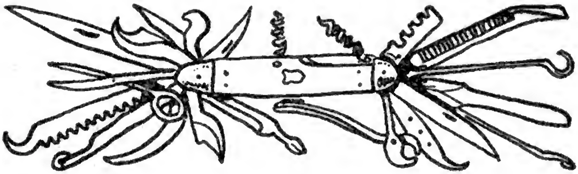
von

H. Scharrelmann

3.—5. Tausend

Alfred Janssen
Hamburg 1906

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig-R.



1. Vor dem Messerladen.

Dicht gedrängt standen die Leute vor dem Schaufenster des Messerladens, und alle Augen waren auf das neu ausgestellte Riesentaschenmesser gerichtet. In der Zeitung hatte auch davon gestanden, und fürwahr, es war auch ein Prachtstück ganz ohne Frage.

Nein, ein *Taschenmesser* war es ja eigentlich nicht. Dazu war es viel, viel zu groß. Aber es hatte doch das Aussehen wie ein Taschenmesser. Die Schalen waren aus zwei großen Perlmutterstücken gearbeitet, und hundert, denk einmal: hundert Teile saßen daran! Hundert verschiedene Messer und Feilen und Sägen und Scheren! Und jeder Teil konnte eingeklappt werden, und alle hundert waren verschieden, und alle hundert waren vernickelt und glänzten und blitzten. Die Jungens standen wohl stundenlang davor und sahen und fanden immer neue Teile und hätten gar zu gern das Messer mit nach Hause genommen.

Ja, es war ein Prunk- und Schaustück, das Riesentaschenmesser mit seinen vielen Teilen. Was für ein geschickter Mann mußte es gewesen sein, der es zusammengesetzt hatte. Wieviel Nachdenken gehört sicher dazu, alle diese hundert Teile so gut passend zu machen und sie dann alle zwischen dieselben zwei Schalen anzuordnen! Hundert an einem Messer! Da war eine Riesenklinge, ein langer

Dolch, ein Brieföffner, ein Federmesser, ein Fingernagelkratzer, ein Okuliermesser, eine Hippe, ein Radiermesser, eine Hühneraugenklinge, ein Linoleummesser, ein Ledermesser, eine Lanzette usw. Da waren große und kleine und breite und schmale und rundliche und spitzige Messer und auch solch merkwürdig geformte Klingen, daß wohl mancher Beschauer nicht erriet, wozu sie gebraucht werden sollten. Und jede dieser Klingen war nicht etwa nur zum Spaß so oder so gebogen, o nein! jede sollte ihren besonderen Zweck haben, und das auszudenken war eigentlich das Kunstvollste an dem ganzen Messer.

Nicht wahr, zum Butterbrotstreichen hat man kleine und zum Schneiden des Bratens große Tischmesser. Laß dir einmal ein Obstmesser zeigen, womit man gut Apfelsinen abschälen kann, und vergleiche das Obstmesser mit einem Rasiermesser. Oder denk an die Klinge, die der Schuhmacher gebraucht zum Beschneiden der Sohlen und lege sie in Gedanken neben das Gärtnermesser, womit die Zweige beschnitten werden sollen. Oder vergleiche das Kittmesser des Glasers mit der Sense, die der Bauer zum Grasmähen gebraucht. Welche Unterschiede in der Größe und der Form!

Alle diese vielen verschiedenen Sorten aber sind Messer und sie alle dienen zum Schneiden. Und doch sind sie untereinander so sehr verschieden!

Woher aber hat man alle diese vielen, vielen verschiedenen Messerformen? Ausgesonnen, mühsam ausgesonnen haben sie die Menschen. Und wieviel tausende Stunden mögen die Messerschmiede wohl daran herumstudiert haben, ehe sie die richtige Form für jedes Messer gefunden hatten, die Form, die für jeden besonderen Gebrauch die beste war!

Freilich, die meisten Menschen denken an solche Sachen nicht. Wer der Mutter zusieht, wenn sie in der Küche Bohnen schnippelt, dem mag wohl schon mal der Gedanke gekommen sein, warum denn über der ganzen Messerlänge ein dünner Eisendraht entlang läuft. Aber wieviel Bohnenmahlzeiten erst nötig waren, damit ein Mensch auf den Gedanken kam, ein Messer extra nur fürs bequeme und gleichmäßige Bohnenschneiden zu machen, ahnen wir nicht. Und wieviel verkehrte Versuche erst voraufgegangen sind, ehe der rechte Mann für das Bohnenmesser die rechte Form aussinnen konnte, wissen wir heute auch nicht mehr.

Und wieviel Rosenstämme mögen schon okuliert worden sein, ehe ein Gärtner ausgesonnen hatte und dem Messerschmied genau angeben konnte, wie der Rücken an einem Okuliermesser ausgebuchtet und geschliffen werden müsse, damit der Gärtner, ohne dem feinen zarten Bast unter der Rinde zu schaden, diese glatt vom Stamme zu lösen vermochte.

Und der Barbier, der so gewandt und flink seinen Kunden die Bartstoppeln wegrasiert, der denkt bei seiner Arbeit auch nicht daran, wieviel Menschen in ernstem Nachdenken wohl mit geholfen haben, damit das Rasiermesser in seiner Hand so bequem und praktisch hergestellt werden konnte.

Oder glaubst du etwa, beim Rasiermesser komme es z. B. nicht darauf an, welche Form es habe? Glaubst du etwa, es habe keinen Zweck, daß der Rücken so rund, die Schneide so gerade, das Heft aus zwei Teilen und das Gelenk so weit sei? Geh nur hin zum Barbier, er wird dir ganz genau sagen, warum jeder Teil an seinem Messer gerade so und nicht anders eingerichtet ist, warum das Heft aus zwei Hornplatten besteht, warum das Messer

so weit geöffnet werden kann, warum ein Stücklein der Klinge nach hintenzu übersteht und nicht mit in das Heft einklappt, warum der Rücken so dick ist, warum die Klinge so ausgehöhlt und die Spitze des Messers so stumpf ist.

Ich wollte, ich könnte dir einmal eine ganze Sammlung von Rasiermessern aus allen Zeiten und aus allen Ländern zeigen, dann würdest du von einem Stück zum andern die Verbesserung sehen können und wie in einem Buche an solcher Messersammlung alle die zahllosen kleinen Erfindungen ablesen und bewundern, die im Laufe der Zeit an einem Werkzeug allein, an einer einzigen Messersorte gemacht worden sind.

In der Naturgeschichte haben wir gelernt, daß im Laufe der Jahrtausende sich langsam die auf der Erde lebenden Tierformen verändert und vervollkommnet haben. Gerade so ist es auch mit unseren Werkzeugen. Und wenn man in den großen Städten überall Museen baut mit ausgestopften Tieren und gepreßten Pflanzen, so wünschte ich, es möchten in jeder Stadt reiche Leute sein, die auch eben solche Museen bauten für all die Erfindungen und Verbesserungen, die an unseren alltäglichen Gebrauchsdingen gemacht worden sind.

Ja nun, daß an dem Messer vielerlei verbessert und erfunden worden, ist ja leicht einzusehen, aber woher kam nun das erste Messer überhaupt?

Nicht wahr, das weiß kein Mensch. Kein Denkmal hat man dem gesetzt, der das Messer, das erste Messer erfunden hat. Seinen Namen weiß niemand, die Zeit, in der der Erfinder gelebt hat, auch nicht. Und doch wäre der Mann es wert gewesen, daß man ihn ehrte. Denkt einmal, was wir heute ohne Messer anfangen sollten. Und doch hat es sicher eine Zeit gegeben, in der die Men-

schen keine Messer kannten und auch keine hatten und auch gar nicht verstanden haben würden, sie zu gebrauchen.

Woher kam das erste Messer? — Wenn du nun glaubst, daß es etwa so ausgesehen hat wie dein Taschenmesser oder wie das Käsemesser, das dein Krämer auf dem Ladentische liegen hat, dann irrst du dich sehr. Das einfache Käsemesser des Krämers ist ja nicht eine Erfindung, sondern wieder ein ganzes Museum von Erfindungen für sich. Gerade wie der Mann, der die Lokomotive erfand, nicht eine solche Lokomotive erfunden hat, mit der wir heute oder morgen von Berlin nach Paris reisen können. Von der ersten Lokomotive an, die zuerst über die Schienen kroch, ist jeder einzelne Teil immer und immer wieder verbessert worden.

So auch an dem scheinbar so einfachen Käsemesser. Wir müssen in Gedanken schon den ganzen Weg, den die Erfinder vorwärts gingen, wieder rückwärts zu gehen versuchen, wenn wir wissen wollen, wie das erste Messer ausgesehen hat.

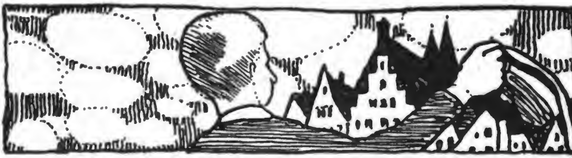
Also denk dir erst den Stempel fort, der in die Klinge gepreßt ist. Der Mann, der das erste Messer geschmiedet, hat sicher nicht daran gedacht, seinen Namen in die Klinge zu pressen. Er hat vielleicht überhaupt noch keine Buchstaben gekannt. Denk dir ferner den Messingring fort, der die Klinge von dem Hefte abschließt und den Griff fest preßt. Einen solchen Ring hat das erste Messer nicht gehabt und ist doch ein Messer gewesen. Erst als man tausend Messer verbraucht und gar oftmals erlebt hatte, daß sich durch festen Druck der Griff von der Klinge nach und nach ablöste, erst da ist ein kluger Mann gekommen und hat gesagt: Halt! Ich habs! Ich leg einen Eisenring herum, der hält Griff und Messer untrennbar

zusammen. Denk dir auch den Griff ohne die beiden blanken Messingnieten, durch welche Klinge und Heft außerdem verbunden sind.

Bei dem ersten Messer hat man noch nicht ans Nieten gedacht, da hat man wohl einfach die Klinge zwischen ein paar Holzstücke geklemmt und alle Teile recht fest mit einem Faden oder einer Tiersehne umwickelt, wie die Indianer das noch heute machen. Erst als die Menschen sich manche Quese an den Fingern geholt hatten vom festen Zupacken, erst da ist wohl ein Kluger auf den Gedanken gekommen, ein paar feste Nieten zu verwenden. Denk dir aber auch vor allem die scharfe Spitze fort, und das Verhältnis der Länge zur Breite der Klinge mag früher auch ein anderes gewesen sein. Denn es ist sicher nicht gleich zum Käseschneiden eingerichtet worden und nicht etwa ein Krämer ist es gewesen, der es gebrauchte. Viel stumpfer und plumper mag es ausgesehen haben. Und glaub auch nicht, daß die Klinge so fein glatt poliert und die Schneide so scharf gewesen ist. Und nun denk dir vor allem den Griff fort. Das erste Messer war grifflos und wurde einfach an der Klinge angepackt, und zwar so lange ist das Gebrauch gewesen, bis man in der eigenen Hand die Unbequemlichkeit deutlich merkte. Und dann denk dir zum Schluß die nackte Klinge nicht aus Eisen, sondern aus Stein, aus Feuerstein. Und denk dir dies Feuersteinmesser recht rauh mit vielen unebenen Stellen und du hast das erste Messer vor dir, das Messer, welches der wilde Mann vor mehr als zweitausend Jahren in den Urwäldern unserer Heimat gebrauchte, um das Fleisch der Tiere, die er erbeutet, damit zu zerschneiden. Nein, zerschneiden darf ich nicht sagen, es muß heißen: das Fleisch in rauhe Lappen auseinander zu zerren.

Aber woher weiß man denn, daß das erste Messer wirklich nur ein spitzer rauher Feuerstein gewesen ist, der mit einem andern Steine kunstlos (oder muß ich sagen kunstvoll?) zurecht geklopft wurde? Das sagt uns erstmal unser Verstand und dann sagen es uns auch die Feuersteinmesser selbst, die man noch in unseren Tagen als Überbleibsel aus uralten Zeiten in den Mooren und Heiden und Hünengräbern findet. Sie sehen alle einander ähnlich: Spitzige Steine, denen man noch deutlich ansieht, daß sie behauen sind. Und wer war nun der Erfinder des Messers? Jener Wilde, der zuerst auf den Gedanken kam, einen Feuerstein mit Hilfe eines anderen zuzuhauen. Und nun zum Schlusse bitte ich dich: Vergleiche in Gedanken ein solches Feuersteinmesser mit diesem Kunstwerk hier im Schaufenster des Messerladens. Dann wirst du erst eine kleine Ahnung bekommen von der „Kunst", die es an diesem Prunkstück zu bewundern gilt.





2. O Wandern, o Wandern!

Es klingelt am Windfang. Sieh mal eben nach, Grete, wer da ist! sagt die Mutter, und Grete kommt wieder und spricht: Mutter, da ist ein Handwerksbursche. Soll ich öffnen? — Frag doch an, was er will, antwortet die Mutter, und Grete öffnet den Windfang und davor steht ein junger Mann in schlechtem Zeuge. Einen verstaubten und verbogenen Hut hält er in der Hand. Die Stiefel sind mit Ristern besetzt und eine Naht ist ganz aufgeplatzt. Er trägt einen dicken Stock in der Hand und murmelt, als Grete fragt, was wünschen Sie?: Ein armer Reisender, ich habe seit drei Tagen kein warmes Mittagessen mehr gehabt — — — Grete steht und guckt ihn an und weiß nicht recht, was sie sagen soll. Die Mutter aber hats wohl gehört. Sie fragt aus der Küche heraus, wo das Mittagessen auf dem Feuer steht: Mögen Sie einen Teller Suppe? O ja! Gern! antwortet er.

Nach einer Minute sitzt der Bettler auf dem Küchenstuhle und ißt Suppe und die Kinder stehen drum herum und sehen halb scheu, halb lustig den fremden Mann an, und als der Teller leer und der Bart mit dem Handrücken abgewischt ist, da bedankt sich der Fremde und geht wieder hinaus.

Die Kinder sehen ihm nach und fragen die Mutter:

Was war das für ein Mann? — Ein armer Reisender ist es, der kein Geld hat, um in der Eisenbahn zu reisen, wie wir, wenn wir im Sommer zu Großmutter aufs Land fahren. Er hat auch nicht Geld genug, um sich ordentliches Zeug kaufen zu können, vielleicht hat er gar nichts mehr in seiner Tasche. — Ja, warum hat er denn kein Geld? fragt Grete. Das weiß ich nicht, mein Kind! sagt die Mutter und füllt die Suppe in die Terrine. Vielleicht ist er lange Zeit krank gewesen und hat all sein Erspartes im Krankenhaus gelassen. Vielleicht hats ihm jemand gestohlen. Vielleicht wandert er schon lange vergeblich Arbeit und neuen Verdienst suchend im Lande umher und hat derweil aufgezehrt, was er noch im Geldsack hatte.

Ja, woher kommt er denn? — Auch das weiß ich nicht, Liebling! Aber sei sicher: Eltern hat er auch oder hat sie gehabt, wenn sie ihm schon gestorben sind, und zur Schule ist er auch gegangen und Zeugnisse hat er sicher auch bekommen, und dann ist er konfirmiert worden wie Nachbars Emil und ist irgendwo in die Lehre getreten und hat Schuster oder Schneider oder Maler und Zimmermann oder Schlosser oder Schmied werden wollen. Und dann, als er ausgelernt hatte, ist er auf die Wanderschaft gegangen, um zu sehen, wie die Meister in anderen Städten und Orten sein Handwerk betreiben. So ist er in die Fremde geraten und hat gute und schlechte Menschen kennen gelernt. Wer so allein reisen muß und jahrelang von seinen Lieben fortbleibt, der erlebt mitunter böse Dinge. Wer weiß, was der Mann, der hier eben saß, schon Schlimmes und Gutes gesehen und gehört hat. Und derweil er hier bei uns saß und so hungrig einen Teller Suppe aß, sorgt sich daheim um ihren fernen Jungen vielleicht seine alte Mutter und denkt beim Mittagsbrot: Geb Gott, daß auch er seinen warmen Tisch finde!

Kling! gings wieder am Windfang. Diesmal aber wars der Vater. Grete lief ihm voll Freude entgegen und erzählte, was sie eben erlebt hatten. So ists recht! sagt der Vater, als er alles angehört hat. Nur kein Geld geben, das kommt doch meistens an den Unrechten und wandert in der Regel nur zur nächsten Kneipe und wird zu Schnaps und Bier und hilft nur ein Stück weiter auf dem Wege der Not. —

Vater, fragte Grete am Abend, bist du auch in der Fremde gewesen? — Freilich! antwortete er. Ich hab ein gut Stück von unserm Vaterlande gesehen und bin durch die Schweiz und Österreich-Ungarn gewandert bis Belgrad und bin in einem großen Bogen durch Rußland und Polen wieder nach der Heimat zurückgekommen. Ach, wenn ich dir davon erzählen wollte, dann würde ich in einer Woche noch nicht fertig werden. — Eine schöne Zeit wars, setzte er sinnend hinzu. Und noch heute denk ich mit Freuden an den Tag, an dem ich auszog. Damals war ich achtzehn Jahr alt geworden (du weißt ja, daß im Februar mein Geburtstag ist!). Als ich konfirmiert war, kam ich bei deinem Großvater in die Lehre. Ich wollte auch Schlosser werden wie mein Vater. Und ich hab ordentlich was gelernt. Vater war nicht ohne, wenn ich einmal etwas versehen hatte. Aber ich danks ihm heute noch, daß er nicht zu nachsichtig gewesen ist. Als nun meine drei Jahre Lehrzeit um waren, wollt ich eigentlich sofort in die Fremde, aber Mutters wegen blieb ich doch noch ein Jahr daheim. Als dann aber der Winter sich zum Abmarsch rüstete und der Frühling seine ersten warmen Tage schickte, da begann ich immer häufiger und häufiger vom Wandern zu sprechen, so daß Mutter wohl merkte, daß es nun ernst werden mußte.

Endlich gab sie es zu und der Abreisetag wurde festgesetzt. Ich hatte schon ein paar Tage vorher Besuch gemacht bei Freunden und Bekannten und manchen guten Rat mit auf den Weg bekommen.

Dann kam die letzte Nacht im Elternhause. Ich hab nicht viel geschlafen und bin oftmals in der Nacht aufgestanden und hab zugefühlt, ob auch mein Felleisen noch am Nagel hing. (Es war ein Geschenk von meinem Vater, der hatte es selbst sieben Jahre lang auf seiner Wanderschaft getragen.)

Endlich stand ich auf. Die Sonne mochte auch eben erst aus den Federn gekrochen sein, aber sie war schon eifrig dabei, den Turmknopf zu vergolden und die Wetterfahne auf dem Schulhaus. Sie übermalte den Schornstein auf dem Nachbarhause und beleuchtete mein Dachfenster. Als ich nach unten kam, waren die Eltern längst aufgestanden. Es lag noch ein wenig letzte Dämmerung in der engen Gasse und hielt die Haustüren geschlossen und wich nur langsam dem hereindringenden Lichte. Mutter hatte mir eine Milch gekocht und einen großen Packen Butterbröte gestrichen. Ich aber konnte nichts hinunterbringen und hing mein Felleisen um.

Als ich meiner Mutter die Hand zum Abschied gab, sagte sie schluchzend: Vergiß es niemals, Johannes, daß du unser einziger bist. Setz nicht Leben und Gesundheit leichtfertig aufs Spiel und kehr mir brav und munter wieder! — Ja, Mutter, so Gott will! rief ich halb fröhlich, halb weinend. In ein paar Jahren bin ich eines schönen Tages wieder da und mich soll wundern, ob du mich dann wieder erkennst. — Ach, Junge, sagte sie, und wenn dich die Sonne mohrenschwarz gebrannt hätte, so würde ich dich doch wieder erkennen.

Da kam der Vater. Er hatte seine Pfeife im Munde und sog und sog, aber sie gab keinen Dampf her. Er merkte es jedoch gar nicht, daß er kalt rauchte. Es ist Zeit, sagte er und ging voraus zur Haustür. Ich gab Mutter noch einen Kuß und schritt neben dem Vater die Straße hinab. Sie sah uns nach bis wir um die Ecke bogen. Ach, wenn ich damals geahnt hätte, daß ich sie nie wiedersehen würde. Vater geleitete mich noch ein Stück. Mit rechten Wanderschritten gingen wir durch die stillen Straßen. Es war mir ordentlich feierlich zumute, als ich daran dachte, daß ich nun alle diese Orte lange Jahre nicht mehr sehen sollte. In jeden kleinen Winkel sah ich nun noch im Vorübergehen hinein, um ja noch einmal alles genau anzusehen und als Erinnerung in die Fremde nehmen zu können.

Als wir an der Schultenbrücke vorbeikamen, stand Fritz Bergmann, mein bester Freund, schon in seiner Werkstatt an der Hobelbank. Er sah uns und kam eilends heraus, um mir noch einmal die Hand zum Abschied zu geben. Übers Jahr, sagte er, wandere ich auch. Wäre es doch erst so weit! Ach Johannes, daß ich heute nicht mit dir hinauskann. Jeden Tag Neues sehen, fremde Menschen, fremde Städte, fremde Arbeit, das ist doch das Schönste, was es gibt. — Nun, sowie ich Arbeit habe, schreib ich dir, sagte ich und schüttelte ihm die Hand. Dann gings weiter.

Wir kamen auf die Landstraße. Der Schlagbaum war herabgelassen, davor hielt ein Bauer mit einem Fuder Heu. Da wollte auch der Vater umkehren. Weißt du, sagte er zu mir, nun du fortwanderst, muß ich doppelt fleißig sein, daß ich die Arbeit allein zwinge. Dann drückte er mir ein kleines Leinenbeutelchen in die Hand, das war mit Silbergeld gefüllt und ein Goldstück glänzte auch da-

zwischen. (Ich habs noch so, wie ich es bekommen, im Sekretär liegen.) Gibs nur in größter Not aus, Johannes! ermahnte er mich. Dann faßten wir uns um und sagten einander das letzte Behüt Gott nach altem Handwerksbrauch und dann ging er den Weg rückwärts, den wir gekommen. Ich aber stand und sah ihm nach bis er nicht mehr zu sehen war.

Langsam kam ich vorwärts. Ganz weh wurde es mir ums Herz. Am liebsten wär ich umgekehrt und — ich glaub, ich hätts auch getan, wenn ich nicht die Schande und den Spott gefürchtet hätte.

Endlich raffte ich mich zusammen und schritt mutig weiter. Es kam im Schreiten bald ein ganz neuer Mut über mich und — wandern, o wandern, du freie Burschenlust! sang ich mit fröhlichem Herzen in den jungen Morgen hinein. Am Grabenrand hab ich gefrühstückt, an einem Grabenrand mein Mittagsbrot gegessen, damit ich doch so recht das Wanderleben auskosten konnte. Es hatte mir lange nicht so gut geschmeckt.

Als es schon später Abend war, schlich ich mich zum Schlafen in eine Heuscheune, trotzdem ich ein Nachtquartier ganz gut hätte bezahlen können. Allein ich wollt einmal wie ein rechter Handwerksbursche reisen und mein bißchen Geld? — Wer weiß, wie lang es noch reichen mußte. Am dritten Tag kam ich in die erste Stadt. Da ging ich in die Herberge und sagte mein Sprüchlein her.

Was für ein Sprüchlein? fragte Grete. Nun das Begrüßungswort, wenn man in eine Herberge tritt: Guten Tag! Gott ehre das Reich, Gott ehre das Gelag, Gott ehre den Herrn Vater, die Frau Mutter, Brüder und Schwestern und alle frommen Gesellen, wo sie alle gleich versammelt sein, es sei gleich hier und anderswo. —

Am andern Morgen ging die Reise weiter. Arbeit fand ich erst nach vierzehn Tagen in einer kleinen Bergstadt im Thüringerwalde. Da hab ich fast ein Jahr gearbeitet und den ersten Brief geschrieben nach Hause. Und wenn der Sonntag kam, dann gings mit ein paar guten Freunden hinein in die Thüringer Berge und mit neuem Mut stand ich Montag früh wieder am Schraubstock. Als aber im März die ersten warmen Tage kamen, da sang ich dem Meister mein Abschiedslied:

„Das Frühjahr tut rankommen,
Gesellen werden frisch;
Sie nehmen Stock und Degen,
Degen, ja Degen
Und treten vor Meisters Tisch.

Herr Meister, wir wollen rechnen,
Jetzt kommt die Wanderzeit.
Ihr habt uns diesen Winter,
Winter, ja Winter,
Gehudelt und geheit."

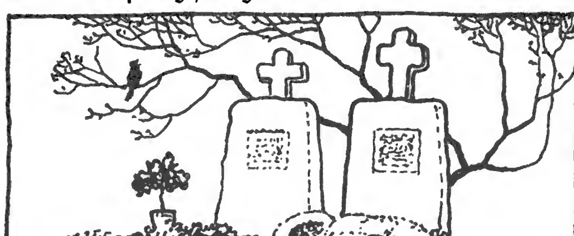
Das hörte der Meister wohl nicht gern, aber ich wollte noch mehr kennen lernen von der Welt als nur das Thüringerland. So gings dann eines Morgens weiter hinein nach Bayern. Der Sommer war zum Wandern wie gemacht: fast alle Tage Sonnenschein, doch ohne große Hitze. Auch in der Schweiz bin ich gewesen, wo auf den hohen Bergen auch im heißesten Sommer der Schnee nicht wegschmilzt. Und dann gings durch Tirol ins Österreich hinein.

Allmählich kam der Herbst wieder und ich sehnte mich nach neuer Arbeit. Allein es wollte sich nichts finden, und was ich dennoch wohl fand, gefiel mir nicht. Da kamen

die schlimmen Zeiten. Aber doch denk ich noch heute mit Freud daran, daß ich all das Ungemach ertragen hab. Ich hab viel Menschen und Länder kennen gelernt, und mein Schaden ists wirklich nicht gewesen, daß ich mich ein paar Jahre tüchtig in der Welt herumgetrieben hab.

Als ich dann endlich nach Hause kam, fand ich deinen Großvater allein im Hause. Mutter war gestorben. Du weißt ja, wo ihr Grab ist, gleich links hinter der Kapelle unter der Trauerweide. — Grete nickte. — Und dann hab ich daheim gearbeitet wie früher, und als Großvater sah, daß ich tüchtig was gelernt hatte, da durfte ich bald die ganze Werkstatt leiten. Nach ein paar Jahren hat er dann ganz Feierabend gemacht und wir haben ihn neben Großmutter begraben. Und als ich nun so allein stand und niemand mehr hatte, da ist Mutter zu mir ins Haus gekommen und hat für mich und auch für dich gesorgt tagein, tagaus.

Die Mutter lachte und legte dem Vater ihren Arm um die Schulter und sagte: So solls auch bleiben, und — wills Gott — noch lange, lange Zeit.





3. Auf der Bank am Wall.

Es ist ein wunderschöner Sommertag. Die goldenen Kugeln auf den Domstürmen blitzen im Morgensonnenschein. Ich sitze auf einer Bank am Wall und die Bank steht unter einer Riesenkastanie im tiefsten Schatten. Auch nicht ein einziger Sonnenstrahl dringt durch das Blätterdach. Und vor mir liegt der Stadtgraben mit seinem glatten Spiegel. Ein Schwan rudert heran und sieht mich bald mit dem einen und bald mit dem andern Auge an. Da taucht er den Kopf ins tiefe Wasser und sucht auf dem Grunde herum und dann schwimmt er nach ein paar Minuten davon, langsam, feierlich, den schlanken Hals weit zurückgebogen, zieht er dahin. Der Sonnenschein macht sein weißes Federkleid noch weißer erglänzen. Er spiegelt sich in den tausend kleinen Wellchen, die er hinter sich aufwirft. Der Himmel mit seinen rundlichen weißen Wolken spiegelt sich im klaren Wasser und über mir wölbt sich das schattige, dichte, dunkelgrüne Kastaniendach.

So sitz ich und sehe wie die Kindermädchen mit den Kinderwagen vorbeifahren. Sie lachen und erzählen sich Neuigkeiten. Und die Kleinen sitzen in den Wagen und haben fröhliche Gesichter und locken die Enten herbei, um sie zu füttern.

Ein alter Großvater kommt, schwer auf seinen Spa-

zierstock gestützt, langsam, ganz langsam daher. Das Gehen fällt ihm schwer, aber doch sieht aus seinen Augen die helle Freude über den schönen Morgen und über alle die Schönheit um uns herum.

So sitz ich und blicke so recht von Herzen zufrieden auf all die Spaziergänger und hinein in die schönen Wall-anlagen. —

Ja, solch eine große Stadt mit ihren vielen engen und staubigen Straßen, den himmelhohen Häusern und den vielen Menschen, die muß solche Anlagen haben, damit sich, wer keine weiten Landpartien machen kann, auch in der Nähe ein paar kräftige Atemzüge voll frischer Luft holen kann, damit alle Menschen, die die ganze Woche lang nicht aus ihren Mauern herauskommen, doch am Sonntag wenigstens erfahren, was Blütenpracht und Blättergrün für schöne Dinge sind. Und je mehr die Stadt wächst, je mehr Häuser gebaut und Straßen angelegt werden, desto nötiger sind Parks und große Gärten und öffentliche Anlagen.

Da ist z. B. gleich hinter diesen hohen Häusern die Wallstraße. Ich glaub, es ist die engste Straße der ganzen Stadt. Die Häuser so schmal und hoch, die Luft so schlecht und so voll von Küchen- und Stubendunst. Wie wenig frische Luft weht da hinein! Wie wenig merken die Leute, die in der Wallstraße wohnen, von dem hellen Sonnenschein, der in den Häusern der breiten neuen Straßen draußen in der Vorstadt bis in alle Kammer- und Stubenwinkel dringt. Tagein, tagaus aber in engen und dumpfigen Stuben wohnen und selten hinauskommen an die frische Luft, das macht die Wangen bleich und die Augen matt. Wer da nicht vorsichtig acht gibt und viel spazieren geht, der wird krank und siecht dahin und merkt es gar nicht einmal, und wenn dann endlich der Arzt kommt, ists

wohl schon gar zu spät.

Darum ists für die Wallstraße und all die andern kleinen und engen und winkligen Straßen der Altstadt so besonders viel wert, daß die Wallanlagen in der Nähe sind.

Hinaus ins Grüne jung und alt bei gutem und bei schlechtem Wetter! Und wer Augen hat zu sehen, der sieht jedesmal in Neues und Schönes, woran er sonst achtlos vorbeigegangen ist. Wahrlich, wenn ich ein Maler wäre, ich würde immer neue Bilder finden und malen können, lauter Bilder aus unsern Wallanlagen.

Aber so wie der Wall heute aussieht, so sah er nicht immer aus. Vor hundert Jahren noch mags hier öde genug ausgeschaut haben. Das war damals, als sich noch um die ganze Stadt herum eine dicke, dicke Mauer hinzog. Viele Jahrhunderte lang war diese Stadtmauer der Schutz der Bürger in Kriegszeiten. Und außerhalb der Mauer zog sich der Stadtgraben um die Stadt herum. Der wurde alljährlich gereinigt und vertieft, denn je tiefer und breiter er war, desto schwieriger war es für die feindlichen Soldaten, hinüberzukommen. Und frisches Wasser bekam er aus dem Flusse. Und hinter dem Stadtgraben stand oben auf dem Walle die Mauer und die war so breit, daß man bequem auf ihr entlang gehen konnte. Aus festen Quadersteinen war sie aufgebaut. Kleine Türme ragten aus ihr empor und feste Tore waren darin, damit die Städter auch hinaus konnten und die Landleute hinein. Aber so unsicher waren die Zeiten, daß des Abends die Tore verschlossen wurden und kein Mensch konnte hinein oder herauskommen, er mußte dann den Torwärter, der dicht neben dem Tore wohnte, herausklopfen und sich ausweisen, dann wurde das Tor gegen Bezahlung geöffnet. Damit aber die Städter auch über den Stadtgraben kommen

konnten, waren außerhalb der Tore Brücken über den Graben gelegt. Auch sie wurden des Nachts und in Kriegszeiten geschlossen, denn es waren Zugbrücken. Wie man einen Kistendeckel aufklappt, so konnten sie vom Tore aus an Ketten aufgezogen werden, so daß kein Mensch über den Stadtgraben — und erst recht nicht in die Stadt selbst kommen konnte, er hätte dann schon hindurchschwimmen und hernach über die Mauer klettern müssen. Und daß das nicht geschah, darauf achteten die Torwächter.

Aber diese Vorsicht war früher auch nötig. Nicht nur, daß Diebe und anderes Gesindel sich gern in die Städte schlich und plünderte und raubte, die Zeiten waren so unsicher, daß über Nacht Krieg ausbrechen und die Stadt überrumpelt werden konnte.

Eines Tages vor vielen hundert Jahren, es ist auch solch ein herrlicher Sommermorgen gewesen wie heute, als der Bürgermeister gerade aufs Rathaus an seine Geschäfte gehen wollte, da hörte er den Torwächter vom Ostertor her das Horn blasen. Solch Hornsignal war immer ein Zeichen, daß Reiter oder fremde Soldaten draußen waren und in die Stadt wollten. Und so war es auch heute. Ein Reiter, der vom Kopf bis zu den Füßen in einem Eisenkleide steckte, hielt vor dem Tore. Sein Helm auf dem Kopfe, sein Rock, seine Handschuhe, seine Stiefel, seine Hosen, alles war aus dickem Eisenblech gemacht und damit er sich darin bewegen konnte, waren die Eisenplatten durch Schrauben und Lederstücke miteinander verbunden. Und wie der Reiter, so war auch das Pferd am Kopf und auf dem Halse mit Eisen bedeckt und mit bunten Satteldecken behangen. In der Hand hielt der Ritter (so nannte man Reiter in Eisenkleidern) einen langen Spieß. Trotzig hielt er vor dem Tore und forderte: man solle ihn einlassen,

er habe mit dem Herrn Bürgermeister und den Ratsmännern zu sprechen.

Auf Geheiß des Bürgermeisters ließ der Wächter die Zugbrücke über den Stadtgraben herab und öffnete das Tor. Das Pferd donnerte mit seinen Hufen über den Graben und galoppierte dann durch die Straßen nach dem Marktplatz, wo das Rathaus stand.

Ein Diener hielt das Roß am Zügel und der Ritter sprang ab und schritt schwerfällig die knarrende Treppe zum Rathaussaal hinauf.

Nur kurze Zeit verging, da kam er wieder herunter, bestieg sein Pferd und eilte wieder ohne Gruß und ohne Abschied den Weg zum Tore hinaus.

Kaum aber war er draußen, so begannen von den Türmen der Stadt die Glocken zu läuten. Die Torwächter verschlossen die dicken Eichentore und zogen die Zugbrücken auf. In den Straßen der Stadt begann es lebendig zu werden. Die Männer liefen zum Marktplatz, um zu erfahren, was es gebe. — Krieg! Krieg! gab es. Einer rief es dem andern zu. Jeder wußte aber auch sofort, was er zu tun hatte. Alle verschiedenen Handwerke sammelten sich. Von den Böden der Häuser wurden Spieße, Schwerter, Armbrüste und Pfeile herab geholt. Wer einen Helm hatte, stäubte ihn ab und setzte ihn auf. Andere zogen eiserne Panzer an wie der Ritter, der dem Bürgermeister die Kriegsnachricht gebracht hatte. Und dann zogen die Leute hin zu der Mauer.

Nun war die ganze Stadt in Aufregung. Die Kinder liefen auf die Straße und bewunderten die Waffen und Rüstungen der Männer. Die Frauen waren in Angst und Sorge, denn manches schwere Unglück gabs in Kriegszeiten. Wer konnte überhaupt wissen, wie die Sache ausgehen

würde. An der Mauer jedoch wurden die Mannschaften verteilt. Aus den Turmkammern wurden dicke Bündel mit Pfeilen geholt. Große Haufen, nach ihrer Dicke ausgesuchte runde Steine lagen darin, die wurden auf die Stadtmauer getragen für die Steinschleuderer. Denn damals kannte man noch keine Gewehre und Kanonen. Währenddessen aber hatte der Bürgermeister ein Dutzend Leute an den Fluß geschickt, wo gerade ein paar Frachtschiffe mit Korn lagen, die noch denselben Tag abfahren wollten. Die Kornsäcke mußten wieder ausgeladen und nach dem Kornhause geschickt werden. Und die Schiffer mußten leer abfahren. Sie bekamen die Weisung stromab zu fahren, und so rasch sie konnten mit einer neuen Ladung zurückzukehren.

Der Tag verging in Aufregung und Sorgen, und die beiden folgenden auch. Als dann der dritte Tag anbrach und eine ganze Flotte kleiner Frachtschiffe auf dem Strome lag, die alle schon ihre Waren ausgeladen hatten, da bliesen wieder die Torwächter auf den Hörnern, zum Zeichen, daß die Feinde herannahten. Sie kommen, sie kommen! Wer es konnte und durfte, stieg auf die Mauer, um den Zug herankommen zu sehen. Reiter, hunderte und alle in Eisenrüstungen, und dahinter ungezählte Wagen und Fußvolk mit Schwertern und Armbrüsten und Spießen.

Jetzt also wurde es ernst. Doch es geschah vor der Hand noch nichts. Auf der andern Seite des Stadtgrabens wurden rings um die Stadt Zelte aufgebaut, worin die Feinde wohnen wollten. Die Reiter ritten bald hierhin, bald dorthin, um jeden Stein der Stadtmauer und jeden Turm genau zu betrachten. Wohl flog hin und wieder von der Brüstung der Mauer ein Pfeil herab, aber die meisten trafen nicht, und diejenigen, die trafen, prallten fast alle

an den eisernen Rüstungen ab.

So verging auch der dritte Tag.

Am nächsten Morgen begannen die Angreifer zu zimmern. Sie hatten Bäume geschlagen und zimmerten nun aus den Stämmen ein Haus. Aber das Haus bekam Wände aus Tierfellen und auch ein solches Dach und es wurde auf vier kleine Räder gestellt. Und als es fertig war, begannen die Feinde es bis an den Rand des Grabens vorzuschieben. Eine Katze! Eine Katze! Sie haben eine Katze gemacht! erzählten sich die Leute in der Stadt. Und fürwahr. Das Haus verdiente auch seinen Namen, vorsichtig und lautlos, wie sich eine Katze an den Vogel heranschleicht, so wurde dies Haus ans Wasser geschoben. Dann wurden aus den Bauernhäusern da draußen im Lande ein Wagen nach dem andern herangeholt, alle vollgepackt mit Strohgarben. All das Stroh aber sollte mit Steinen und Sand vermischt in den Stadtgraben geworfen werden, damit ein Weg hinüber gemacht werden konnte. Die Leute in der Stadt jedoch hatten längst gemerkt, was das werden sollte. Als nun der erste Wagen voll Stroh herangefahren kam, da tauchte man oben auf der Mauer Pfeile, die mit Lappen umwunden waren, in einen Topf mit flüssigem Pech, zündete sie an und schoß ein paar der brennenden Pfeile in die strohbeladenen Wagen. Einer blieb darin stecken und im nächsten Augenblicke stand der Wagen in hellen Flammen. Das Feuer wurde gelöscht und andere Wagen herangefahren.

Währenddessen hatten die Feinde an anderen Stadttoren dieselbe Arbeit begonnen. Auch dort waren „Katzen" gebaut worden. In einem dieser Häuser hingen vom Dache zwei starke eiserne Ketten herab und daran schaukelte ein dicker Balken. Am vorderen Ende des Balkens war

ein Eisenkopf aufgesetzt. Wieder wurden, als auch diese Maschine am Stadtgraben fertig angelangt war, brennende Pfeile darauf abgeschossen. Einer zündete. Die aufgehängten Häute brannten, und auf die Kriegsleute, die den Brand löschen wollten, fiel ein Hagel von Pfeilen. Manche trafen und die Getroffenen mußten rasch davon eilen und sich ihre Wunden verbinden lassen. Ach, die Feinde hätten nichts machen können, wenn sie nicht immer von neuem wieder Steine, Stroh, Sand und Balken herbeigeschleppt hätten. So ist an zwei Stellen schon der Stadtgraben überbrückt und zwei Katzen sind hinüber geschoben worden und darin wird gearbeitet.

In jedem hängt nämlich ein Balken mit eisernem Kopfe. Der wird hin und her geschaukelt und prallt jedesmal gegen die Mauer. Weil er nun so schwer und fest ist, wird diese durch die starken Stöße langsam brüchig und zerbröckelt. Und das wollen die Feinde gerade. Sie wollen mit ihren „Mauernbrechern" die Stadtmauer durchstoßen, um dann bequem hinein zu können.

Aber in dieser Zeit ist man in der Stadt auch nicht faul gewesen. Wo sich ein Feind zu nahe heranwagt, wird er mit Pfeilen beschossen. Auf einem glatten Turmdach in der Mauer steht eine starke große Schleudermaschine, die wirft kopfgroße Feldsteine in das feindliche Lager. Außerdem stehen rings auf der Mauer zwischen den Bogenschützen die Schleuderer, die kleinere Steine, faustgroße Kieselsteine, mit Handschleudern hinüber werfen.

So dauert die Belagerung wochen- und monatelang. Auch die Feinde haben riesige Schleudermaschinen aufgestellt, mit welchen sie Felsblöcke und schwere Steine in die Stadt schleudern. Manche fallen in den Straßen nieder. Andere treffen die Dächer und schlagen hindurch und drin-

gen wohl gar durch eine Zimmerdecke und richten Unheil an. Je länger aber die Belagerung dauert, desto besorgter werden die Städter. Längst haben die Feinde Wachtschiffe ausgelegt, damit kein fremdes Schiff an die Stadt kommen und Nahrungsmittel heranschaffen kann.

Über ein halbes Jahr hats nun schon gedauert und seit der Zeit ist keine Maus aus der Stadt vors Tor gekommen. Das Kornhaus, die große Sparkammer der Stadt in Kriegszeiten, ist mittlerweile leer geworden. Die Bäcker haben kein Mehl mehr zum Backen. Die Kühe und Schweine sind fast alle geschlachtet. Fleisch und Brot sind so teuer geworden, daß kein Mensch sich mehr satt essen mag. Für die Armen muß jeden Tag ausgeteilt werden. Keiner weiß, wie es enden wird. Wird man den Feinden die Tore öffnen und sie hereinlassen in die Stadt? Dann gibts Mord und Totschlag, und Raub und Diebstahl. Wird man aushalten bis zum letzten? Dann gibts eine Hungersnot und gar Aufruhr in der Stadt.

Da, wie nirgends Rettung zu ersehen ist, läßt plötzlich der Eifer der Feinde nach. Sie stürmen nicht mehr. Sie halten sich in ihren Zelten.

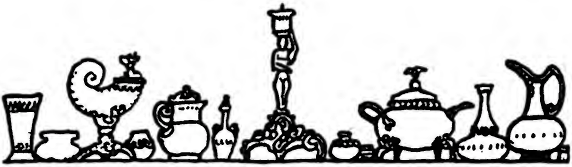
Von der Mauer ist deutlich zu sehen, wie sie Tote heraustragen und begraben. Was ist das? Nach einer Woche ist der Feind über Nacht abgezogen. Die Zelte sind nicht einmal abgebrochen worden. Die Soldaten haben sich in alle vier Winde zerstreut. Was ist denn geschehen? Die Pest war im Lager ausgebrochen und täglich sind die Menschen zu Dutzenden umgefallen und nach kurzer schwerer Krankheit gestorben. Und wie die Keckſten aus der Stadt sich in das verlassene Lager wagen, da sehen sie die Pestleichen in den Zelten liegen und sie eilen, daß sie aus der gefährlichen Nähe hinwegkommen. Der Rat der Stadt

aber verbietet bei Todesstrafe jedermann das Lager zu betreten, damit die entsetzliche Seuche nicht in die Stadt verschleppt wird. Alles aber was zum Lager gehört, wird verbrannt. Die Stadt ist gerettet. Zu Schiff und in schweren Lastwagen wird aufs neue Mehl und Korn und Fleisch herangeschafft. Die Waffen wandern wieder in die Rüstkammern, und in den Kirchen danken Männer, Frauen und Kinder Gott für die gnädige Rettung aus Feindeshand.

Ja so! Das ist ja alles längst gewesen und vorbei. Da hab ich ein halbes Stündchen auf der Bank unter der schattigen Kastanie gesessen und geträumt und ganz vergessen, daß wir heute keine Mauer mehr brauchen, um uns gegen Feinde zu schützen und keine Gräben und Türme. Mauer und Türme sind verschwunden und ein lieblicher Garten für Arm und Reich ist entstanden, wo ehemals die großen Belagerungsmaschinen Schrecken und Verwirrung stifteten. Aber! — Ein Verteidigungswerk ist der Wall doch geblieben.

Er schützt uns freilich nicht mehr gegen Russen oder Franzosen, gegen Gesindel und feindliche Heerhaufen wie früher. Aber mit seinem Sonnenschein, seiner frischen Luft und seinen Blätterschatten erfrischt und erfreut und stärkt und kräftigt er noch heute Groß und Klein und schützt so die ganze Stadt gegen die ungesunde Luft in den Straßen und die dumpfige Enge und gegen Krankheiten allerart.





4. Der silberne Leuchter.

Wenn ihr schon erlebt hättet, was ich erlebt habe, dann könntet ihr mitsprechen! Aber so — was wißt ihr denn überhaupt vom Leben, he? Seid ihr schon am Rhein und in Böhmen gewesen? Habt ihr schon bayerischen und sächsischen Dialekt gehört wie ich? Habt ihr schon Jahrzehnte lang vor dem Muttergottesbilde gestanden? Und wißt ihr, wie es in einem jüdischen Silberschranke aussieht? — Nichts wißt ihr! — Ihr kennt das Leben noch nicht! sagte der silberne Leuchter und stand noch ein wenig gerader als er sonst zu tun pflegte. Die Zuckerdose, die bei ihm stand, sah von unten zu ihm empor und sagte: Wirklich, man sollte es nicht glauben, daß Sie schon so wunderbare Dinge erlebt haben und soweit in der Welt herumgekommen sind, Herr Leuchter. Nein, bewahre, da können wir ja alle nicht mitsprechen! — Selbst die Zuckerzange, die doch auch von Silber war und ebenfalls ihre Last Jahre auf dem Rücken hatte, sagte kein Wort. Nun sie hatte ja eigentlich auch noch gar nichts erlebt und war direkt vom Silberladen hierher gekommen.

Aber ich bitte sehr, Herr Leuchter, begann die Zuckerdose von neuem, wenn es Ihnen nicht gar zu viele Mühe macht, erzählen Sie uns ein bißchen von Ihren vielen Abenteuern. O ja, bitte, sagte auch die Zuckerzange mit

ihrer feinen Stimme, ich höre so gerne Geschichten aus der weiten Welt. Es ist so unterhaltend und angenehm zu hören, wenn man es nicht selbst alles durchzumachen braucht.

Hm! hm! machte der Leuchter, erzählen will ich wohl, was mir gerade einfällt, aber es wird ein wenig lange dauern.

Nachdem ich gegossen und ziseliert und graviert und gefeilt und geputzt und fix und fertig geworden war, stellte mich der Silberschmied neben einem andern Leuchter, der ebenso geformt war wie ich, in einem großen Schrank auf. Es waren nicht viel Silbersachen darin: ein paar kleine Leuchter, ein Kelch und etliche Zangen und Spangen. Lauter gewöhnliche Ware, wie sie damals Mode war, und die jedermann sich kaufen konnte. Ein paar Tage später kam eine reiche Dame in das Zimmer und fragte den Meister, ob die silbernen Leuchter schon fertig seien. Da holte er uns aus dem Schranke heraus und stellte uns nebeneinander auf den Tisch. Die Dame betrachtete und wog uns in der Hand und zählte Geld auf die Platte. Dann bedankte sie sich bei dem Meister und nahm uns gut verwahrt unter den Arm. Sie trug uns fast durch die ganze Stadt. Damals hättet ihr die Straßen sehen sollen. Keine einzige gepflastert. Alle voll Unrat und Pfützen. Alle eng und winklig. Und als sie mit uns in ein großes düsteres Haus trat, da sah ich auch die Stuben. Ach es waren kahle und öde Räume. Die Decken rauchgeschwärzt und mit Balken belegt. Die Wände geweißt. Die Fenster aus hundert kleinen staubigen Butzenscheiben zusammengesetzt. Einfach und plump die Möbeln. Freilich sie hielten dafür auch desto länger. Und das tun ja unsere neumodigen, zierlichen und zimperlichen, polierten und lackier-

ten Sachen nicht. Knack! sagte da der Glasschrank als Antwort auf die anzüglichen Worte.

Die Frau, die uns gekauft hatte, legte den Mantel ab und stellte uns vor sich hin. Dann trat ein junger Mann ins Zimmer. Da lächelte die Frau ihm zu und sagte zu ihm: Sieh, Johannes, das ist das langversprochene Angebinde für die Erlöserkirche ob deiner glücklichen Heimkehr aus Kriegsnöten. — Da umschlang der junge Mann seine Mutter, und die beiden weinten Freudentränen.

Doch es ließ der Frau keine Ruhe. Sie machte sich alsbald wieder mit uns auf den Weg zur Kirche. Als sie eingetreten, ging sie gleich mit uns auf den Altar der Mutter Gottes zu und stellte uns zur Rechten und Linken des heiligen Bildes auf und nahm zwei Kerzen und zündete sie an und sank zum Dankgebet auf die Knie nieder. O, wir nahmen uns fein und lieblich aus, und die Mutter Gottes lächelte, als freute sie sich der Ehre, die ihr widerfahren war. Seht, da haben wir gestanden, ich auf der einen und mein Bruder auf der andern Seite und haben Sonntags die Messe gehört und die Orgel und den Gesang der Gemeinde. Manche Mutter hat vor uns gekniet und ihre Gebete gesprochen und ist getröstet aufgestanden und hat neue Wachslichte der Gottesmutter gestiftet. O wie schön war die Zeit! — Ach, wenn ich doch auch ein Kirchenleuchter wäre! sagte die Zuckerdose und schlug ihre Augen seufzend nach oben.

Das wird nie geschehen! sagte der Leuchter kurz und fuhr fort. —

Wie lange Jahre wir in der Kirche waren, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß gar manches liebe Mal Ostern und Pfingsten auf die Erde gekommen waren. Da hörten wir einst — es war mitten im Winter und Weihnachten

war wieder einmal gefeiert worden — den Donner rollen. Wir waren ganz verwundert, wie konnte wohl ein Gewitter kommen mitten im Winter!

Und doch war es so. Es donnerte den ganzen Tag. Aber Blitze sahen wir nirgends zucken. Doch gegen Abend erhob sich in den Straßen Geschrei, und als es dunkel geworden, kam der Donner näher und näher. Und dann wurden die Kirchtüren aufgestoßen und hereingestürzt kam eine Horde Menschen, die ich noch nie vor dem Altar gesehen hatte. Sie trugen Schlapphüte mit breitem Rande und langen, wilden und weit nach hinten gebogenen Federn daran. Ihre Hosen waren von Leder und die Stiefel reichten bis an den Leib. Sie klirrten mit den Sporen und hatten lange Spieße und Schwerter. Die Gesichter jedoch waren fast nicht zu sehen, so schwarz waren sie. Blut saß an den Mänteln und Kleidern und diese waren so beschmutzt, als wären sie in Wochen und Monaten nicht gereinigt worden.

Einer der Kerle stürzte auf mich zu, riß die Wachskerze aus mir heraus und nahm mich mit.

Ein anderer hatte meinen Bruder gepackt und trug ihn davon. Wildes Rufen, angstvolle Schreie hallten aus den Häusern. Es war draußen vollständig dunkel, nur der Schnee leuchtete ein wenig. Auf ihm lagen hier und da Tote. Der Mann, der mich trug, zog sein Schwert und fuchtelte damit in der Luft herum. Dann gings durch ein düsteres Stadttor hinaus aufs Feld. In ein großes leinenes Zelt trug er mich und versteckte mich unter Pferdedecken und rannte darauf wieder davon.

Ein paar Tage mochte ich so versteckt gelegen haben. Dann wurde ich wieder hervorgeholt, besehen, geputzt und wieder versteckt. Zwischen Kleidungsstücken verborgen

mußte ich in einem großen Holzkasten eine weite Reise machen. Der Kasten wurde auf einem Wagen hin und her geschüttelt.

Wo wir uns nun befanden, konnte ich zuerst nicht gewahr werden, bis ich ganz zufällig einmal reden hörte vom Rhein und von Bayern, von Böhmen und Sachsen. Wochenlang dauerte die Reise noch, bis ich eines Tages wieder den Donner hörte und Geschrei und Pferdegetrampel. Auch hier waren wieder Zelte aufgeschlagen worden. Dann kamen auf einmal mehrere Leute und eine Stimme befahl: Legt ihn hierhin! Da wurde der Kasten geöffnet und die sorgfältig zusammengelegten Mäntel und Hemden bunt durcheinander geworfen. Bei der Gelegenheit fiel ich auf die Erde. Da sah ich, daß dicht neben mir der Dieb lag, der mich vom Altar gestohlen hatte. Da lag er nun mit bleichem Gesichte und zusammengekniffenem Munde und atmete schwer. Einer der Leute aber zerriß ein großes Laken, tauchte die Stücke in Wasser und wusch damit Blut und Schmutz vom Kopfe des Diebes. Dann trat ein alter Mann herein, der betrachtete den Kranken, hob eine Hand desselben empor, hielt sie einen Augenblick in der seinen, schüttelte den Kopf und ließ sie wieder fallen. Im Hinausgehen sagte er ernst: Es ist das Ende! Da knieten alle anderen nieder und beteten ein Vaterunser.

Kaum aber mochte es gebetet sein, da klang draußen ein Horn so laut und schmetternd, daß die Männer im Zelte zusammenfuhren und hinauseilten. So blieb ich allein und verlassen neben dem toten Diebe.

Nun begann es stiller und stiller zu werden. Zuletzt rührte sich nichts mehr. Kein Pferd trabte, kein Ruf erscholl. Da blickte ein dickes rotes Gesicht vorsichtig ins Zelt und fuhr, als es den Toten sah, erschrocken wieder

zurück. Nach ein paar Minuten war es wieder da und dann wieder und darauf schlich ein Mann auf den Zehen herein. Er durchsuchte die Taschen des Toten, nahm Münzen heraus, band ihm das Schwert ab und den Mantel, den Hut und den großen weißen Spitzenkragen, bis der Dieb fast nackend da lag. Alles wurde in ein großes Bündel zusammengelegt und von dem Fremden auf den Schultern weggeschleppt. Auch mich nahm er mit.

Nach ein paar Stunden trat er mit all den Sachen in einen kleinen dumpfigen Hausflur. Ein alter schmutziger Mann kam uns entgegen. Sein langer weißer Bart fiel ihm auf die Brust herab. Seine Augen waren stark gerötet, als habe er eben geweint. Auf seinem Kopfe trug er eine abgeschabte Kappe. In einem Zimmer, wo eine Öllampe kaum den Tisch erhellte, wurde das Bündel ausgepackt und Stück für Stück befühlt und untersucht. Als ich an die Reihe kam, funkelten die kleinen trüben Augen des Alten, er wog mich in seiner Hand und schloß mich sofort in einen Wandschrank, dessen Tür von dem Holzgetäfel kaum zu unterscheiden war. Nach ein paar Augenblicken gabs Zank und Streit in der Stube. Wilde Flüche und böse Worte fielen. Ich hörte den Alten jammern. Mein Geld! Mein Geld! Er ist ja nichts wert, der Plunder! — Dann wurds still.

In der Nacht wurde der Schrank geöffnet und alles, was darin verwahrt lag, in ein Tuch gepackt. Da waren Haarspangen, Fingerringe auf Bindfäden gereiht, große und kleine Münzen, Bücher mit silbernen Klammern, Hauben aus Gold- und Silberdraht usw.

Lautlos trug uns der Alte in den Keller des Hauses. Dort hatte ein anderer, es mochte wohl sein Sohn sein, ein tiefes Loch gegraben. Das wurde mit altem Zeuge

sorgfältig ausgepolstert, die Silbersachen hinaufgelegt. Das ganze wieder mit Lumpen bedeckt und endlich zugeschaufelt. So lagen wir tief unterm Keller in der Erde verborgen.

Ich merkte nichts von der Zeit, die wir so im Dunkeln zubringen mußten. Doch mußten viele Jahrzehnte und Jahre vergangen sein. Da spürte ich auf einmal, daß über uns die Erde ein wenig erzitterte. Dann drang ein Spaten an uns vorbei in die Tiefe und hob ein Stück nach dem anderen wieder heraus.

Mon dieu! Was ist das? fragte erstaunt eine Stimme, aber es konnte nicht die des Alten, der uns vergraben hatte, sein. Da liegt ein Schatz! Ein Silberschatz! rief jemand. O welch ein Glück! Ich hab einen Schatz gefunden! — Neugierige Gesichter beugten sich über uns, rauhe Hände versuchten von mir ein wenig Grünspan, der sich angesetzt hatte, abzukratzen. Je mehr wir betrachtet und untersucht wurden, desto lauter wurde die Freude. — Zuletzt rief einer der Mauerleute dem Finder zu: Wir gehen sofort zu Meister Lünderer, dem Goldschmied, der wird wissen, wieviel es wert ist. Die Sachen stammen sicher aus der Zeit des großen Krieges. Ach, da ist manches vergraben worden. Wer das alles zu finden wüßte, der würde reicher sein als unser großer König Friedericus.

Ach, machte der Goldschmied Augen, als alle Stücke vor ihm lagen. Seine Wage war auf mein Gewicht gar nicht eingerichtet. Aber er erkannte sofort, daß ich von allen Teilen den größten Wert hatte.

Nach ein paar Tagen war ich neu geputzt und glänzte fast wieder wie in alten Zeiten. Der Mann, der mich gefunden, holte mich ab. So kam ich in eine kleine freundliche Stube. Eine junge Frau mit einem Kindchen auf dem

Arme bewunderte mich zuerst.

Aber wie anders sahen diese Leute aus, als damals, ehe ich begraben worden war. Der Mann trug einen schwarzen Filzhut, der drei Spitzen hatte. Sein brauner Rock war mit silbernen Knöpfen besetzt. Die Weste war aus rotem Tuche, die Hose aber, die nur bis zu den Knien reichte, blau. Dazu trug er weiße Strümpfe und kleine Schnallenschuhe. Die Frau aber hatte eine zierliche Haube auf dem Kopfe und ein buntes Katunkleid an, das war am Halse und an den Händen mit weißen Spitzen besetzt. Sie hatte ein weißes Schürzchen vorgebunden und trug spitze Lederschuhe mit hohen Absätzen.

Da hielt eine Glaskutsche vor dem Hause und heraus stieg eine Dame, die einen langen Spazierstock mit goldenem Knopfe und seidenem Bande trug. Eilfertig lief ihr der Mann, der mich gefunden, entgegen und machte einen tiefen Bückling und führte die Dame galant ins Zimmer.

Die junge Frau aber hatte schnell ihr Kind in die Kammer gebracht und trat nun wieder herzu und machte einen tiefen Knix vor der Angekommenen. Die aber setzte sich an den Tisch, hob eine langgestielte Schildpattlorgnette vor das Auge und besah mich von allen Seiten, während der Mann ihr unterdessen die Geschichte der Auffindung des Schatzes erzählte.

Als die Dame ging, war ich ihr für sechzehn Reichstaler verkauft. Sie nahm mich sofort mit, und so kam ich — in der Glaskutsche neben ihr auf dem rotsamtenen Polster liegend — in dieses Haus und in diesen Schrank. Wenn ich aber erzählen wollte, was ich hier noch alles erlebt habe, dann würde ich ein ganzes Buch allein davon schreiben können. Es war die Urgroßmutter unserer jetzigen Frau, die mich kaufte. Ich habe ihre kleine Tochter ge-

sehen und habe an deren Hochzeitstage bei der Trauung gedient. Ich habe die Enkelkinder heranwachsen sehen und nach ihnen die Urenkel. Doch ich werde auch diese Generation überleben. Ach, was sind die Menschen gegen uns?

Ein Kirchenleuchter, wie ich, kann ewig leben, wenn es ihm nur nicht zu bunt wird auf dieser Erde. Und wenn ich, setzte der Leuchter hinzu, in meiner Kirche auf dem Altar der Mutter Maria geblieben wäre und hätte nicht alle diese Irrfahrten durchmachen müssen, dann würde mir noch niemand mein Alter ansehen! — Der Zuckertopf aber sagte ehrfürchtig: O gewiß, Sie haben nur zu recht!





5. Völkerwanderung und Auswanderung.

Mitten im dichten Walde, wo die uralten Eichen standen und mächtige Felsblöcke aufeinandergetürmt lagen, flackerte ein Riesenfeuer. Das Holz prasselte und der Rauch zog in einer dicken Wolke durch die Kronen der Waldwiesen. In weitem Kreise saßen Männer um das Feuer herum. Alle waren mit Fellen bekleidet und bewaffnet. Alle trugen bis auf die Schultern herabhängende Haare und struppige Bärte. Über dem Feuer briet eine Wildsau. Ein Alter, dessen Silberbart ihm bis auf den Gürtel fiel, schnitt Stücke von dem Tiere und reichte sie denen im Kreise.

Als das Mahl beendet und aufs neue trocknes Holz in das Feuer geworfen worden war, so daß die Flammen hellauf leuchteten, trat einer der Mannen in den Kreis. Die Kopfhaut eines langhaarigen Ochsen trug er als Helm und weit ab und drohend ragten die beiden Hörner an der Haut in die Luft. Er sprach: Stammesgenossen! Friedigern ist wieder in die Heimat zurückgekehrt. Laßt uns hören, was er uns zu vermelden hat. — Da schlugen die Männer zum Zeichen, daß sie mit diesem Vorschlage einverstanden waren, mit ihren Schwertern an die Schilde. Als Ruhe eingetreten war, trat Friedigern hervor. Er stellte sich in die Mitte des Kreises. Sein hellblondes Haar fiel ihm

in langen Locken bis über die Schultern. Den Schild am linken Arme, sein Schwert mit beiden Händen vor sich auf den Boden gestellt, stand er da und sah mit blitzenden Augen im Kreise umher.

Dann sprach er: Ihr Mannen! Ich grüße euch nach langer Irrfahrt im fremden Lande! Wißt ihr noch, wie vor sechs Jahren der römische Händler mit seinen Gold- und Silberketten durch unsere Wälder zog und auf den Höfen seinen Tand unseren Mädchen und Frauen zum Kaufe anbot? Wißt ihr noch, was er uns alles erzählte von seiner Heimat, der großen Kaiserstadt Rom, von der Pracht der Häuser und dem Reichtum seiner Bürger? — Ein lautes Schwertgeklirr war die Antwort. Und ihr wißt auch, fuhr er fort, daß wir uns mit zwölf jungen Männern zusammen aufmachten, nach Rom zu ziehen, weil wir mit eigenen Augen die Wunder der Stadt schauen wollten.

Beschwerlich und gefährlich war die lange Reise. Freilich, solange wir durch deutsche Lande ritten und uns nur gegen Wölfe und Bären zu verteidigen hatten, wars eine Freudenfahrt. Dies Schwert — und er hob sein eigenes hoch empor, so daß es hell im Flammenscheine aufblitzte, hat an manchem Tage auf fröhlicher Jagd Bären- und Wolfsblut fließen machen. Doch als wir über himmelhohe Berge und an tiefen Schluchten und schroffen Felshängen vorbei den Weg nach Italien suchten, da haben wir stündlich dem Tode ins Auge geschaut. Und dann, als wir endlich das Gebirge überstiegen, da lag wie ein großer blühender Garten das Land vor uns.

In Italien ist ein ewiger Sommer, jahraus, jahrein. Kein Schnee fällt vom Himmel, kein eisiger Nordwind wütet in den Lüften, keine Frostriesen bauen die Winterbrücken, über Strom und Bach. Aus festen Steinen sind

die Häuser gebaut. Die Bäume brechen fast, unter der Last der süßesten Früchte. Und reich ist das Land über alle Maßen. Seht her, sprach er und schüttelte einen großen Haufen Goldmünzen aus, das alles hat mir ein Römer geschenkt, geschenkt dafür, daß ich in seinem Hause eine Stunde bei ihm gesessen und von den Wäldern und Gemarkungen unserer Heimat erzählte.

Da sahen die Männer mit großen Augen auf das hingestreute Gold und einzelne Stücke gingen wohl von Hand zu Hand. Doch lautes Gelächter erscholl, als sie bedachten, wofür der Goldpreis gezahlt worden war.

Aber, fuhr Friedigern fort, so reich das Land ist und so schön es auch ist, so falsch und tückisch sind die Menschen, die es bewohnen. Fragt mein Schwert, wie oft ich es gezogen habe, um Hinterlist und Verrat zu rächen. Die Menschen, die dort wohnen, sind nicht wert, daß sie die Sonne bescheint. Sie sind nicht wert, daß sie in dem schönen Garten und in den weißen Marmorpalästen wohnen. Laßt uns hinziehen nach Italien und das Land erobern und die tückischen, schlechten Menschen mit unseren Schwertern und Lanzen bekriegen. Das ganze Land ist uns offen, denn es ist ein schwächliches Geschlecht, das dort haust, Mut und Tapferkeit kennt es nicht. Seine Waffen sind Verschlagenheit und Falschheit.

Friedigern trat aus dem Kreise und lauter Beifall ertönte.

Ein anderer trat vor und sprach: Volksgenossen! Das Land unserer Ahnen wird uns zu eng. Unaufhaltsam wächst die Zahl unserer Männer, die es bewohnen wollen. Der Wald birgt nicht Getier genug für uns zur Jagd und nicht lichte Stellen genug zu neuen Gehöften. Ich meine, laßt uns Friedigern folgen. Laßt uns rüsten zu einer Heer-

fahrt nach Rom und laßt uns das schöne Land mit all seinem Reichtum erwerben. — Wieder erscholl Beifall.

Da trat ein dritter in den Kreis. Laßt euch warnen! Laßt euch warnen! sprach er. Zieht nicht nach Rom! Es ist kein Land für deutsche Männer. So tückisch wie die Menschen, die es bewohnen, so tückisch ist auch die Erde unter ihren Füßen. Sie bebt und speit Feuer und seht meine Hände, wie sie zittern! So hat mich ein giftiges Fieber zugerichtet. Kaum vermag ich noch das Schwert zu schwingen wie vor Zeiten. Hütet euch vor Rom und bleibet im Lande unserer Väter.

Lange wurde noch beraten, doch endlich beschlossen, daß am Tage nach dem nächsten Vollmondabend die Heerfahrt unternommen werden sollte.

Von Dorf zu Dorf wurde die Botschaft getragen. Und alles rüstete sich zur Reise nach Rom. Zurück blieben nur wenige.

Am Morgen nach dem nächsten Vollmondsabend sammelte sich auf einem weiten Graslande am Flusse alles, was mitziehen wollte nach Rom. Kühe, Pferde, Wagen, Hausgerät, Waffen ohne Zahl, und Männer, Frauen, Kinder und Greise — alles zog mit.

Ein stundenlanger Zug war es, der dem Flußlauf stromauf folgte.

Die Leute in den Ortschaften, durch welche sie zogen, schlossen sich ihnen an. So wuchs das Heer. Immer größer wurde die Zahl derjenigen, die nach dem neuen Lande zogen.

Und als sie in das himmelhohe Gebirge kamen, das Deutschland von Italien trennt, da stürzte mancher Wagen in die Tiefe und manches Pferd wurde mitgerissen. Aber sie kamen doch hinüber. Ein Schrecken kam über ganz Italien, als die Deutschen heranrückten. Römische Kriegs-

scharen wurden ihnen entgegengeschickt, doch kein Heer konnte ihnen standhalten. Siegreich und unaufhaltsam drangen die wandernden Völker vor. So lernten sie auf ihrem Zuge nach Rom die Schönheit und den Reichtum des Landes kennen. So zogen sie bis vor die Kaiserstadt und eroberten sie, doch das Glück, das sie suchten, haben sie in Italien nicht gefunden. Untergegangen oder wieder in die alte Heimat zurückgekehrt sind alle, die ausgezogen waren nach dem gelobten Lande.

So wie dies Volk es gemacht hat, so habens andere nach ihm gemacht. Allmählich kam ganz Deutschland ins Wandern hinein. Allen deutschen Stämmen wurde die Heimat zu eng, sie sehnten sich nach der Ferne und begannen das Glück in fremden Landen zu suchen.

Aber, so schön die Bilder auch waren, die ihnen die Ferne vorspiegelte, das Glück wohnt nun einmal nicht in fernem Lande. Es wohnt still versteckt in jedem Menschenherzen. Erst wer es da zu finden vermag, der hat es gewonnen. Doch das war es gerade, was niemand glauben wollte.

Nun, jene unruhigen Zeiten, wo ein Volk das andere drängte und in Bewegung brachte und aufreizte zum Wandern, sind ja längst dahin, Jahrhunderte sind seitdem vergangen. Und doch ist die Wanderlust geblieben bis auf unsere Zeit. Auch heute gibt es viele, viele Menschen, die Haus und Heimat verlassen, um das Glück, das sie daheim nicht fanden, im fremden Lande zu suchen.

Als ich heut morgen durch die Bahnhofstraße ging, marschierte gerade wieder ein großer Trupp Auswanderer zum Bahnhofe. Der Wirt, bei dem sie übernachtet hatten, ging voran und in langem Zuge folgten ihm Männer, Frauen und Kinder. Alle waren bepackt und beladen mit

Koffern und dick geballten Leinensäcken. Darin mochten wohl die Bettstücke enthalten sein. Frauen trugen die kleinen Kinder auf dem Rücken und den Armen in ein Manteltuch eingeschlagen. Größere Mädchen und Knaben liefen barfuß nebenher. Männer in weißen Lederhosen und dicken pelzbesetzten Mänteln, Frauen in bunten Kattunröcken und Wasserstiefeln. So wanderten sie über den weiten Bahnhofsplatz und oben in der Halle wartete gewiß schon der Zug, der sie nach Bremerhaven bringen sollte. Dort werden sie dann gleich vom Eisenbahnwagen bis an einen kleinen Dampfer gebracht. Und der bringt sie hinaus auf die Weser, wo der große Lloyddampfer liegt, auf dem sie hinüberfahren sollen in das neue Land Amerika, wo die Goldstücke auf der Straße liegen und jedermann in vierzehn Tagen soviel Geld verdient, daß er sein Leben lang genug daran hat. — Ach nein, so ist es ja gerade nicht! Auch in Amerika heißts arbeiten, schwer arbeiten. Und mancher Schweißtropfen muß von der Stirne fließen, ehe man zum Sattessen hat.

Ja, warum in aller Welt aber wandern denn nun alle diese Menschen aus? Warum bleiben sie nicht in ihrem Lande? — Alle glauben, die alte Heimat sei zu hart mit ihnen. Der Verdienst ist zu gering gewesen, sie „hatten kein Glück“, sind vielleicht gar ihres Lebens daheim nicht mehr sicher gewesen. Nun haben sie sich aufgemacht nach dem neuen Lande, um da zu finden, was sie zu Hause nicht fanden: Geld, Arbeit, Freude — Glück.

Und Woche für Woche fahren zwei der Riesendampfer hinüber über das große Wasser und jedesmal bringen sie viele hundert Auswanderer nach Amerika. So wandert das jahraus, jahrein übers Meer.

Und Menschen aller möglichen Völker sind, die aus-

wandern: Russen, Deutsche, Schweizer, Österreicher, Polen, Ungarn usw.

Morgen früh nun, wenn alle an Bord gekommen und die Kisten und Kasten tief unten im Laderaum des Schiffes verstaut sind, dann pfeift die Maschine und die Matrosen winden die Anker auf und die Musik spielt an Bord und dann dreht sich der große schwarze Riese und wendet seine Spitze dahin, wo kein Land mehr zu sehen ist, wo Himmel und Wasser zusammenstoßen. Aus den gelben Schornsteinen quillt als letzter Abschiedsgruß eine dicke Rauchwolke, die dem Lande zu zieht: Alle Taschentücher wehen, alle Augen werden feucht, am Lande stehen Freunde, Verwandte und Bekannte und winken wieder. Die Schiffskapelle spielt: Nun ade, du mein lieb Heimatland! Die Maschine stöhnt und pufft und das ganze Schiff erzittert von dem Stoßen der Maschine und — dahin schwimmen die vielen Menschen dem fernen Lande zu. Immer größer und breiter werden die Wellen, die gegen die Schiffsspitze andrängen und immer mehr heben und senken sie den Koloß. Da werden die Auswanderer, die noch niemals auf See waren, fast alle krank. Das Elend packt sie. Mancher möchte am liebsten tot sein und endlich, nach langen acht Tagen, ist die schreckliche Reise überstanden. Land! Land! ruft der Matrose und vor ihnen steigt aus dem Meere der Hafen von New York. Schiffe begegnen ihnen und dann legen sie an die Kaimauer und das Ausladen beginnt. Die meisten der Angekommenen fahren dann mit der Eisenbahn tief ins große Land Amerika hinein bis dahin, wo keine Städte und Dörfer mehr zu sehen sind, wo die Wildnis anfängt und der endlose Urwald mit seinem Getier und seinem Dickicht. Und dort am Rande des Urwaldes fängt ihre Arbeit an. Da heißt es dann Bäume umschlagen, Häuser

bauen, den Wald ausroden, Korn säen usw. Ach schwere, schwere Jahre müssen sie durchmachen. Mancher hat sich das Leben in Amerika viel schöner und bequemer gedacht!

Viele sauere Arbeit muß verrichtet werden, ehe sie in Frieden ihr Brot essen können. Mancher von denen, die froh und guter Dinge hinausfuhren aufs Meer, wird krank im heißen Lande oder verträgt die fremde Luft nicht, manchen packt das Heimweh, er wird elend vor Kummer und Herzeleid und sehnt sich zutode „nach Hause". Wer aber alles Leid übersteht, sein Brot drüben findet, der jubelt und freut sich, daß er ein neues Leben begonnen hat und daß er bei harter Arbeit doch allezeit ein freier Mann geworden ist. — —

Die Zeit der Völkerwanderung ist längst dahin, aber dafür leben wir in der Zeit der Auswanderung.





6. Wie die Stadt Bremen entstand.

Der rote Vollmond schien über den schwarzen Waldrand und spiegelte sich im Wasser des Flusses und die tausend kleinen Wellen, die auf ihm dahinzogen, blitzten und blinkten in seinem Lichte. Die ganze Welt lag lautlos und wie gestorben. Am Rande des Waldes standen schilfbedeckte Lehmhütten dicht beieinander und nur einige wenige lagen abseits über die Wiesen zerstreut.

Da schlugen plötzlich die Hunde an. Es war ein zorniges und heiseres Gebell. Schwarze Schatten tauchten am Waldrande auf, Spieße und Schwerter blitzten im Mondenschein, und Fackeln leuchteten aus dem Dunkel auf.

Nach wenigen Minuten war die ganze Gegend, die vorher im tiefsten Schlafe lag, ein Bild der Angst und des Entsetzens. Die Schilfdächer der Häuser brannten lichterloh, Kinder weinten. Wilde Rufe und Waffenklang. Die Kühe, die auf der Weide gegrast hatten, wurden fortgetrieben, Frauen und Kinder in den Wald geschleppt und zutode verwundete Männer lagen stöhnend am Boden.

So rasch war das alles gekommen und so plötzlich der Überfall, daß aller Kampf nutzlos war. Was nicht gefangen oder getötet worden war, floh nach dem Strome zu den im Röhricht versteckten Kähnen.

Und selbst im Wasser setzte sich der Kampf fort. Speere

sausten durch die Luft und Schwerter hieben breite Wunden.

Aber als die Kühe und Pferde davongetrieben und die Gefangenen fortgeschleppt waren, wurde es still umher. Nur in der Ferne hörte man noch das wilde Lachen der Räuber und ihre Siegeslieder.

Die Flüchtlinge aber sammelten sich wieder. Die Kähne kehrten aus der Strommitte dem Ufer zu. Leise Klagen und Weherufe und Jammer und Stöhnen klangen durch die Luft. Die Übriggebliebenen sammelten sich. Da wurden Wunden verbunden, da wurden angstvolle Fragen beantwortet und beraten, was nun geschehen sollte.

Mühsam erhob sich von der Erde ein alter Mann, dem schneeweiße Ringellocken bis auf die Schultern fielen. Der sprach: Liebe Freunde und Stammesgenossen! Nun hat der Feind zum drittenmal unser Dorf überfallen und mitgenommen, was uns gehörte. Zu schwer haben wir gebüßt für die zwei Kühe, die auf der fremden Weide grasen gegangen waren. Die Götter der Heimat wollen ihre Kinder nicht mehr schützen. Hilflos sind wir und ohne Schutz. Wohl weiß ich, wie schwer es euch allen sein wird, meinem Rate zu folgen, aber dennoch sage ich: Laßt uns fortziehen von diesem Orte und aus der Nähe räuberischer Nachbarn. Der Strom aber mag uns den Weg zeigen.

Gemurmel erscholl. Alte redeten dawider, junge Augen blitzten vor Begier nach der Ferne und ihren Wundern und Gefahren.

Bald waren die wenigen Zaghaften überstimmt und es wurde beschlossen, sofort aufzubrechen.

Aus den Ruinen der Lehmhütten holte ein jeder die übriggebliebenen Sachen: Irdene Töpfe, Waffen, Ruder und Hausgeräte. Aus dem Dickicht des Waldes schleppten sie Fischernetze und lange Stangen herbei. Alles wurde in

die Bote gepackt. Eins nach dem anderen stieß vom Ufer ab und hintereinander fuhren sie mitten auf dem Strome dahin.

Durch die schweigende sternhelle Nacht scholl der Klagegesang der heimatlosen Leute, die mit Herzeleid von der Stätte ihres Unglücks schieden. Rückwärts waren die Augen der Frauen und Kinder gerichtet, bis eine Biegung des Flusses den Ort hinter Wald und Busch verbarg.

Dann aber hörte man nichts als das Eintauchen der Ruder und das Klatschen der kleinen Wellen gegen die Schiffsspitzen. Stromabwärts ging die Reise. Weite Heidestrecken zu beiden Seiten. Kahl und öde und unheimlich lag das Land vor ihnen. In der Ferne sahen sie ein Feuer glühen. Ging auch dort ein Heim in Flammen auf? Hatten auch dort Räuber die Brandfackel geschwungen? Oder kauerte am Hünensteine eine frohe Festversammlung und briet ein Opfertier den Göttern zur Ehre?

Und dann trug sie der Strom durch ein finsteres Moor. Mit Grauen sahen die Kinder weiße Nebel hin und her ziehen und hörten sie die Unken rufen. Als das Moor hinter ihnen lag, kamen sie an einem Dorf vorbei. Drohende Worte rief ihnen der Wächter zu, der, von zwei wütenden Doggen begleitet, ihnen das Anlegen verbot. Er mochte wohl fürchten, daß sie sein Dorf berauben und Vieh stehlen wollten.

Traurig ließen sie die Scheltworte über sich ergehen.

Dann rötete sich der Himmel im Osten und es wurde Tag. An einsamer Stelle wurde Halt gemacht, ein Feuer angezündet und Brot verteilt. Bald ging die Reise weiter. Heiß wurde der Tag und alle sehnten sich nach dem Ende der Fahrt. Aber wo wird das Ende sein? Prüfend hatten die Männer den Tag über die beiden Seiten des Stromes

überschaut. Doch überall dasselbe Bild: Heide, Moor oder düsterer Wald. Was nützte ihnen die weite Heide, wo wieder von allen Seiten Feinde heranziehen konnten, was das Moor mit seinen Untiefen und Schrecken und Gefahren allerart, was nützte ihnen der düstere Wald mit seinem wilden Getier? — Sie suchten einen ganz anderen Platz zum Wohnen. — — —

Gegen Abend, als die Sonne sank, erhob sich vor ihnen nicht weit vom Ufer ein breiter weiter Sandhügel mit Heide bewachsen und Brahm. Da machten sie Halt. Mitten auf dem Strome blieben die Böte und nur eins, worin drei Männer standen, ruderte ans Ufer. Nach allen Seiten spähend, stiegen die drei heraus und den Hügel hinan. Mühsam war der Weg durch den feinen Sand und das hohe Gestrüpp.

Oben hielten sie Umschau. So scharf sie auch nach allen Seiten blickten, nirgends entdeckten sie Häuser. Unbewohnt schien ringsum das weite Land.

Ein Arm des Stromes umzog im Viertelkreise den Hügel und trennte ihn von einem dunklen Eichenwalde. Auf der anderen Seite des Sandberges breiteten sich weite Wiesen aus, die an vielen Stellen vom Wasser überschwemmt waren.

Lange standen die drei und prüften alles, jeden Busch in der Ferne, jeden Wasserblink in der Runde. Hier möcht ich bleiben, sprach der Jüngste, feindlos ist das Land und Schutz bietet unns die Stätte nach allen Seiten. Hier schützt uns der breite Strom und dort das Sumpfland und auch vom Walde und seinen wilden Tieren trennt uns ein Flußarm. Hier laßt uns Hütten bauen und wohnen und den Frieden finden, den uns die Heimat nicht gegeben. —

Ich aber meine, sprach darauf der Alte mit dem

Silberhaar, ich aber meine, daß wir warten sollen, bis uns der Himmel ein Zeichen gesandt hat. Wie dürfen wir hier Hütten bauen, wenn die Götter diesen Platz nicht für uns zum Wohnen bestimmt haben.

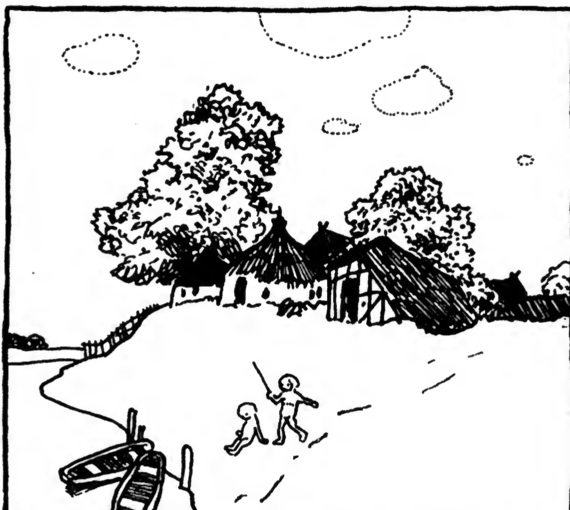
Nachdenklich standen alle drei einen Augenblick und schauten in die Weite. Da hörten sie aus dem hohen Heidekraute ein leises Gluck! — Gluck! — Gluck! Eine Henne war es, die mit ihren Küchlein dahin wanderte. Vorsichtig und voller Erwartung folgten ihr die drei Männer. Da ließ sie sich unter einem hohen Brahmbusche nieder, lockte ihre Kinder und nahm sie unter die Flügel.

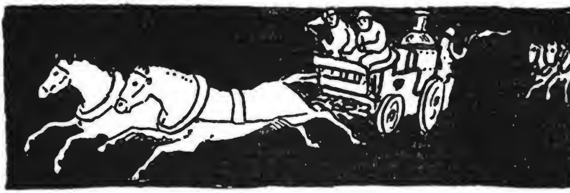
Da sahen sich die Männer voller Freude an, gaben sich die Hände und sagten: Was wir uns gewünscht, das hat uns der Himmel gegeben. Gesegnet sei die neue Heimat! Dann winkten sie denen auf dem Strome und riefen ihnen zu. Die Böte legten ans Ufer und auf dem breiten Sandhügel streckten sich in der lauen Sommernacht alt und jung zum Schlafen aus. Zwei Männer aber wurden als Wächter bestellt, die mußten Umschau halten und den Schlaf bewachen.

Langsam ging die Nacht dahin. Die Wächter spähten scharf nach allen Seiten, doch nichts rührte sich. Kein Feind brach aus dem Verstecke und kein wildes Tier störte den Schlaf.

Am anderen Morgen spielten die Kinder im weißen Sande, da fuhren die Frauen hinaus auf den Strom und warfen die Netze aus. Die Männer aber waren mit Äxten in den Eichwald gezogen und weithin schallten ihre Hiebe gegen die Bäume. Am Abend schleppten sie die gefällten Stämme den Hügel hinauf und der Hausbau konnte beginnen. Nach drei Wochen harter Arbeit standen die ersten Fischerhütten auf dem Hügel. Die Dächer mit Schilf ge-

deckt, die Wände aus Lehm, die Balken aus Eichenholz. Keine Glasscheibe in den Fensteröffnungen und kein Schornstein auf dem Dache. Ein Raum im ganzen Hause und mitten auf der festgestampften Lehmdiele die Feuerstelle aus Feldsteinen aufgebaut, der Rauch zog durch die Türöffnung hinaus. So lag das Dorf da mitten im Heidekraute und zwischen den Brahmbüschen. So hat das älteste Bremen ausgesehen.





7. Feuer! Feuer!

Hört ihr? — Das ist die Feuerwehr! — Seht, da rasselt und klingelt sie durch die Straße. Da kommt die große Dampfspritze — nun der Leiterwagen — und nun noch ein Wagen mit den Feuerwehrleuten. Alle Leute bleiben stehen, die Wagen, die auf der Straße fahren, müssen anhalten und die Feuerwehr vorbeilassen, denn bei einem Brande kommt es auf jede Sekunde an. Einen Augenblick zu spät und — die Menschen oder Sachen auf der Brandstelle können nicht mehr gerettet werden.

Gestern mittag ging ich an dem Tore der Feuerwache vorbei. Da läutete gerade wieder die große Glocke über dem Eingang. Das ist das Zeichen, daß im Bureau ein Brand gemeldet ist. In demselben Augenblicke öffnete die Wache das breite Eingangstor. In demselben Augenblicke kamen aus der offenen Stalltür die Pferde herausgelaufen und aus dem Mannschaftszimmer die Feuerwehrleute. Die Pferde liefen sofort von selbst zu ihren Plätzen an den Wagendeichseln. Die Männer kletterten auf die Wagen oder strängten rasch die Pferde an. Der Hauptmann mit seinem langen Degen kam in vollem Galopp aus dem Hause, zog noch im Laufen seine Handschuhe an und rief den Reitern auf den Pferden eine Straße und eine Hausnummer zu und im nächsten Augenblicke fuhr ein langer

Wagenzug unter lautem Geklingel und schnellstem Pferdegetrappel über den Hof zum Tore hinaus.

Nach ein paar Minuten mochten die Wagen schon an der Brandstelle halten und mit dem Löschen begonnen haben. Und so rasch wurde alles gehandhabt, so genau wußte jeder, was er tun mußte, daß kaum die Augen alles zu fassen vermochten, was zwischen Klingelzeichen und Abfahrt vorging.

Und das ist gut so! Gar mancher große Brand ist schon durch die Schnelligkeit der Feuerwehr gelöscht und unsägliches Unglück verhütet worden. Aber wieviel Gerätschaften führen sie auch auf alle Fälle mit sich. Endlos lange Wasserschläuche, um armdicke Strahlen in die Gluten ohne Unterlaß zu gießen. Da sind Leitern, die lang auseinander gezogen werden können, bis sie die Dächer auch der höchsten Häuser erreichen. So können aus den oberen Fenstern eines Hauses noch Menschen gerettet werden, wenn das Haus unten in vollen Flammen steht.

Als Schutz gegen den Rauch führen sie Rauchhelme mit. Die sehen ähnlich aus wie die Helme, die die Taucher bei ihrer Arbeit unter Wasser gebrauchen. Der ganze Kopf des Feuerwehrmannes ist von dem Helm bedeckt. Vor den Augen sind Gläser, durch welche er sehen kann, was um ihn her vorgeht. Hinten am Helm sitzen zwei lange Schläuche. Durch den einen wird frische Luft in den Helm geblasen und durch den anderen strömt die schlechte wieder aus. So sind die Feuerwehrleute gegen den Rauch geschützt. Mit dem Helme auf dem Kopfe dringen sie in die rauchgefüllten Zimmer und tragen auf ihren Armen die von dem Rauche und der Angst schon ohnmächtig gewordenen Menschen heraus an die frische Luft, ohne befürchten

zu müssen, daß sie selbst im Rauche ersticken. An der Seite hängt ein kleines scharfes Beil, damit sie auch im Notfalle verschlossene Kammertüren aufschlagen können.

Alle diese vielen Einrichtungen, die Wagen, die Pferde, die Spritzen, die Schläuche, die Leitern, die Dampfspritzen, die Uniformen und die tausend Kleinigkeiten kosten viel Geld, aber dafür hat unsere Feuerwehr auch schon in unzähligen Fällen Hilfe gebracht und für viele Millionen Mark Waren gerettet und Menschen vom Tode durch die Flammen gerettet, und das ist mit Geld überhaupt nicht zu bezahlen.

Doch so wars nicht immer. In alten Zeiten hat man nichts von einer Feuerwehr gewußt, trotzdem damals die Häuser noch viel leichter brannten als heute, weil sie meistens aus Fachwerk gebaut und nur mit Stroh gedeckt waren.

In einem alten Buche habe ich eine Geschichte gelesen von einem großen Brande, der vor vielen hundert Jahren in unserer Stadt ausgebrochen war. Diese Geschichte will ich dir jetzt erzählen.

Schon eine geraume Zeit mußte ich geschlafen haben, da erwachte ich durch irgend einen lauten Ton. Die Augen reibend saß ich aufrecht im Bette und lauschte. Was konnte das für ein Ton gewesen sein, der mich in der Mitte der Nacht aus dem Schlafe gerissen? — Plötzlich klang es wieder zu mir, ein schreckliches, lautes „Tut!“ — „Tut!“

Sofort sprang ich aus dem Bette und kleidete mich an. Meine Mutter mußte das Tuten auch vernommen haben, denn ich hörte sie im Nebenzimmer Stühle rücken und Licht machen. Kaum war ich mit dem Ankleiden fertig, da klopfte sie auch schon an meine Kammertür und fragte, ob ich aufgestanden sei. „Ja Mutter, ich komme gleich!“

— Nach einer Minute trat ich in die Stube. „Wo mag es sein?“ fragte sie. „Ich weiß es nicht“, antwortete ich, „will aber gleich auf den Boden klettern und zum Turme sehen.“ Mit einem Lichte in der Hand stieg ich die Bodenleiter hinauf und sah vom Dachfenster aus zum Domturm. Wohl sah ich ihn wie einen langen Zeigefinger zum schwarzen Nachthimmel emporragen, aber ein Licht konnte ich nicht erblicken.

„Es muß im Stephaniviertel sein“, rief ich der Mutter zu, als ich wieder in die Stube getreten war. „Ach du lieber Gott! — Wenn es nur nicht schlimm ist! — Die vielen kleinen Häuser!“ sagte sie mit besorgter Miene. „Ich gehe sogleich!“ sprach ich und griff meinen Hut von dem Wandbort. „Ja, geh in Gottes Namen!“ rief mir die Mutter nach. „Hilf, soviel du kannst, aber sei vorsichtig, daß dir kein Leid zustößt!“ Ihr die Hand drückend stieg ich die schmale knarrende Treppe hinab, der schwere Riegel hinter der Haustür schnappte zurück, und ich stand auf der finsteren Gasse. Hinter mir hörte ich noch die Mutter den Riegel wieder vorschieben, dann eilte ich mit schnellen Schritten durch die Ostertorstraße nach dem Markte. Ganz in Gedanken versunken war ich dahin gegangen, so daß ich heftig erschrak, als plötzlich neben mir eine rauhe und tiefe Stimme fragte: „Wo ist es denn?“ „Wahrscheinlich im Stephaniviertel“, versetzte ich und sah scharf zur Seite, um die dunkle Gestalt, die mit schweren Schritten neben mir herging, erkennen zu können. Am Ende der Straße endlich, wo an einer dicken eisernen Kette, quer über die Straße gespannt, eine kleine Tranlampe hing, sah ich, daß mein Begleiter einen Hut mit breitem Rande trug, der sein Gesicht ganz beschattete, und Wasserstiefel, die ihm bis zu den Knien reichten. Ein langer Bart fiel

ihm bis auf die glänzende Öljacke herab. Diese zeigte mir, daß der Mann dem Schifferstande angehörte.

Endlich am Roland angekommen, blieben wir stehen und sahen zum Domturme hinauf. Richtig, da oben schwankte eine kleine rote Laterne im Wind. Immer uns dicht an der Häuserreihe haltend, schritten wir durch die Obernstraße zum Stephaniviertel und kamen trotz unserer Vorsicht mehrmals in Gefahr, im Straßenschmutze stecken zu bleiben. Plötzlich stolperte mein Gefährte über eine quer über die Straße ragende Wagendeichsel, so daß er der Länge nach in den Kot fiel. In demselben Augenblicke sah ich, wie aus einer Nebengasse ein dritter herzusprang und auf ihm kniete. „Laß den Mann los, oder —!“ schrie ich voll Zorn über den heimtückischen Überfall. Der Dieb entfloh eiligst. Nachdem wir uns von dem Schrecken erholt und uns gesäubert hatten, hob das Geläute der Kirchenglocken an. Von allen Türmen schallte es. Fenster öffneten sich, Menschen riefen uns an. Wir aber eilten weiter bis zum Geeren. Da war schon ein rechtes Gedränge von Leuten allerart, die, wie es schien, alle denselben Weg verfolgten wie wir. Schon von weitem tönte uns Geschrei und Hallo entgegen.

Rechts aus einer Nebengasse quoll dicker Rauch, wir bogen hinein. Kein Mensch folgte uns. Um so besser, dann gabs kein Gedränge und wir konnten vielleicht von einer neuen Seite zur Unglücksstätte kommen. Aber nach wenigen Schritten standen wir vor einer hohen Holzplanke. Rote, zuckende Lichter, die über die Dächer der Nachbarhäuser hinweg die Planke beleuchteten, zeigten mir ein großes schwarzes Schild mit einem darauf gemalten Totenkopfe. Entsetzt riß ich meinen Begleiter zurück. „Die Pest lauert hinter den Brettern!“ schrie ich ihm zu, „kommt

zurück, ehe es zu spät ist!"

Wir eilten zurück. Der Geeren war schon angefüllt mit Menschen. Alle sprachen und schrien durcheinander und wir hatten Mühe, uns hindurch zu drängen. Endlich in der krummen Straße sahen wir das Unglück: ganze Häuserreihen standen schon in Flammen. Dazu kam, daß starker Westwind wehte, der mußte das Feuer immer mehr anfachen. Was konnte das für ein Unglück geben. „Drei Straßen brennen!" rief uns ein Vorübergehender zu. „Was steht ihr hier und guckt? Geht zur Weser und helft!" Wir drängten und schoben uns seitwärts durch, um zur Feuerkette zu kommen. Aber das war auch leichter gesagt, wie getan.

Manchen Umweg mußten wir machen, denn die Straßen waren mit Hausrat allerart angefüllt. Hier stand ein Tisch mit drei Beinen, dort lagen reine Bettstücke im Straßenschmutz, kleine halbnackte Kinder wälzten sich darauf herum. Teller und Börte, Stühle mit und ohne Sitz, Kartoffeln und Eßgeschirr, alles lag bunt durcheinander. Kinder und Erwachsene liefen zwischen all den zahllosen Sachen herum, viele aus Neugier, viele aber auch um zu stehlen.

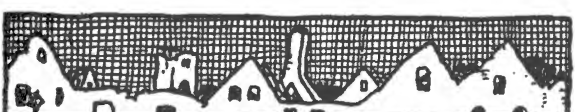
Endlich kamen wir zur Feuerkette und stellten uns in die Reihe. Fast bei jedem Windstoße flog uns eine Rauchwolke ins Gesicht. Es war nun mittlerweile im Osten hell geworden, so daß wir uns gegenseitig in die rauchgeschwärzten Gesichter sehen konnten. Auf unserer Seite gingen die Wasser gefüllten ledernen Feuereimer von einer Hand zur anderen bis zur Brandstelle, auf der anderen Seite der Straße wanderten ebenso die geleerten nach der Weser zurück, um frisch gefüllt wieder durch unsere Hände zu eilen.

Immer rasch weitergeben, war die Losung, damit immer neue Fluten in das Feuer und auf die bedrohten Nachbarhäuser geschüttet werden konnten. Nach einer halben Stunde, als uns schon die Arme von dem fortwährenden Weitergeben der ledernen Feuereimer lahm geworden waren, wurden wir abgelöst.

Wir eilten zur Brandstelle. Überall knisterte und knackte es. Aus allen Ritzen und Fugen der brennenden Häuser drangen dicke Rauchwolken. Zu retten gab es da nichts mehr. Alle Hilfe galt nur den Nachbarhäusern. Endlich, gegen Mittag, als der Wind nachließ, und ein starkes Regenschauer herunterprasselte, wurde der Brand bezwungen. Aber tagelang rauchten die Trümmer noch nach.

Es war ein großes Unglück, welches über unsere Vaterstadt hereingebrochen war. Drei Kinder und ein paar alte Leute sollen in den Flammen umgekommen sein. Auch viel Vieh war verbrannt. Traurig machte ich mich auf den Heimweg. Auf dem Markte hatten sich die Abgebrannten mit ihren geretteten Sachen um den Roland gelagert. Aber schon war ihnen Hilfe geworden. Einige Bürger waren von Haus zu Haus gezogen und hatten Brote gesammelt. Mehrere Karren, hoch mit Schwarz- und Weißbroten beladen, gelangten auf den Markt und leerten sich im Augenblick. Reiche Damen fuhren in ihren Droschken heran und verteilten Kleidungsstücke und Leinenzeug.

Endlich war ich wieder im Hause und erzählte der Mutter alles, was ich gesehen hatte. Sie hörte weinend zu.





8. Am Sedantage.

Draußen ist ein ganz unfreundliches Wetter. Der Wind weht, der Regen klatscht an die Scheiben, die Straßen sind naß und schmutzig und es ist keine große Freude spazieren zu gehen. Aber trotz des schlechten Wetters merken wir es doch an allen Ecken, daß heute ein ganz besonderer Tag ist.

Schon am frühen Morgen wehten von den Dächern Fahnen herab, Offiziere gehen eilfertig durch die Straßen, alle in ihren besten Uniformen: die Knöpfe und die Helme glänzen heller und die Gesichter schauen fröhlicher.

Die Kinder sind in ihren Sonntagskleidern zur Schule gegangen. Es rasseln weniger Wagen durch die Straßen und alles sieht sonntäglicher und festlicher aus.

Und heute mittag ist Parade. Dann strömen die Menschen zum Markt und bilden einen dichten Kreis und Schutzleute halten Ordnung und machen böse Gesichter und rufen mit barscher Stimme: Zurück da! Und lange stehen die Leute auf ihrem Flecke und warten und warten. Und endlich heißt es: „Sie kommen! Sie kommen!“ — und unsere. Soldaten, die in der Kirche waren, die kommen jetzt mit voller Musik auf den Markt gezogen. Und tausend Taschentücher winken und tausend Köpfe recken sich, um noch mehr von dem Schauspiel sehen zu können. Und

die Soldaten stellen sich auf und stehen still und kein Finger rührt sich mehr und kein Auge zuckt. Und der Oberst hält eine Rede und alle rufen Hurra! und die Musik spielt: „Heil dir im Siegerkranz“ und im Parademarsch ziehen die Kompagnien wieder nach ihren Kasernen.

Und wo sie hinkommen mit Musik und Fahne, da öffnen sich die Fenster in den Etagen und groß und klein sieht ihnen zu und die Kinder laufen mit und marschieren wie die Großen im Takte.

Aber morgen früh — dann geht alles wieder seinen gewohnten Gang.

Dann müssen die Kinder wieder zur rechten Zeit zur Schule. Und wenn wir dann in unseren Klassen sitzen und rechnen oder schreiben oder lesen, dann sitzen in tausend anderen Schulklassen die Kinder auch auf ihren Bänken und arbeiten und lernen und währenddessen kocht die Mutter daheim das Mittagessen und der Vater ist schon früh morgens in sein Geschäft gegangen, und die Läden sind geöffnet, und Waren werden verkauft und gekauft, und im Freihafen legen die großen Dampfer an und werden ausgeladen, und in der Bahnhofstraße stehen wieder die Auswanderer und warten auf den Zug, der sie nach Bremerhaven bringen soll, und gar viele Eisenbahnzüge laufen in unseren Bahnhof ein und fahren wieder ab, und die Elektrischen rollen durch die Straßen, und Gemüsewagen halten an den Ecken, und Schutzleute gehen mit langsamen Schritten dahin, und Droschken rasseln wie sonst über das Pflaster.

Und so wie es morgen dann bei uns aussieht, so ist es in anderen Städten auch. Und wenn wir uns morgen früh in einen Eisenbahnzug setzen könnten, der uns blitzschnell von einer Stadt zur anderen brächte, so würden

wir überall und überall dasselbe Bild sehen: Häuser wie hier, Menschen wie hier.

In allen Städten unseres großen deutschen Vaterlandes sitzen morgen wieder die Schneider auf ihren Tischen und nähen und stehen die Schmiede am Amboß und hämmern und fahren Züge ab und kommen an. Und ein Tag folgt dem anderen und jeder bringt dem Fleißigen Arbeit, und wenn er dahin ist, den Feierabend. Und Nacht und Tag folgen aufeinander und lösen sich ab und langsam gehen die Monate und Jahre dahin.

So wird in steter Arbeit tagein, tagaus viel Geld verdient. Da werden unzählige Sachen fabriziert. Die Kinder wachsen heran und die alten Leute sinken ins Grab. Und wer fleißig ist und nicht von Krankheit zu leiden hat, der sorgt sich wohl nicht viel um morgen und übermorgen. Und wenn wir auch in der Zeitung schlimme Nachrichten lesen aus den Kolonien oder von Rußland und Japan, so ist doch das alles so weit von uns entfernt, daß wir hier wenig oder gar nichts von diesen Kriegen merken.

Was sollen nun in dieser fleißigen Welt, die uns hier jeden Tag umgibt, Soldaten? Die passen ja gar nicht hinein! Das Geschäft der Soldaten ist der Krieg, und wir leben im Frieden. Kein Feind ist über Deutschlands Grenze gedrungen, um zu rauben und zu plündern, und wir dürfen uns ruhig heut abend ins Bett legen, ohne fürchten zu müssen, daß unserer Stadt über Nacht ein Kriegsunglück droht. Die Soldaten haben ihre Ferien, Gott sei Dank schon lange Zeit.

Aber wir dürfen nicht das eine vergessen, so friedlich wie gestern und heute wars nicht immer. Und aus alten Geschichten wissen wir, daß schon lange und schwere Kriegszeiten über unser Volk dahin gefahren sind. In

Geschichtsbüchern findet man kaum ein Blatt, welches nicht rot ist vom Blut und geschwärzt vom Rauche brennender Dörfer und Städte. Wer vom Kriege liest und von Kriegszeiten, der kommt aus dem Entsetzen gar nicht heraus. Und doch steht das Schlimmste und Schrecklichste nicht in den Geschichtsbüchern. Männer aber, die selbst schon einen Krieg mitgemacht haben, die sagen immer wieder: Man muß es mit eigenen Augen gesehen haben, sonst ahnt man es nicht, wieviel Angst und Qual und Kummer und Grausen der Krieg über ein Volk bringt. Mit Worten kann man es nicht beschreiben.

Deshalb ist auch in den letzten Jahren soviel gegen den Krieg gesprochen und in Büchern gegen ihn geschrieben worden. Männer und Frauen, die es gut meinen, haben sich zusammengetan und gesagt: Wir wollen alles tun, was wir können, damit kein neues Kriegsunglück wieder über unser Land hereinbricht. Sie wollen, daß immer Frieden im Lande herrscht. Und immer größer wird ihr Verein und immer mehr Menschen lernen es einsehen, welch eine Schande und welch ein Unglück ein Krieg für unser Land ist. Aber andere, die das nicht einsehen können, die sagen wieder: Das hat sich was mit dem Kriegabschaffen! Kriege müssen sein. Die Menschen können nun einmal nicht immer miteinander im Frieden leben. Selbst für die besten Freunde, die sich stets gut vertragen haben, kann einmal eine Stunde kommen, wo die Freundschaft ein Loch bekommt. Jeder Mensch hat nun einmal seinen Kopf für sich und dagegen läßt sich gar nichts machen.

Aber durch solche Worte lassen sich nun wieder die Friedensfreunde nicht verblüffen. Sie sagen darauf: Gut, das mag ja alles richtig sein, was ihr sagt, aber müssen

denn die Kriege, welche die Völker miteinander führen, müssen sie denn mit Kanonen und Gewehrbatterien ausgefochten werden? Gibt es nicht auch unblutige Kriege?

Fürwahr, es wäre viel gewonnen, wenn die Kriege mit Blutvergießen, mit Mord und Plünderung an allen Ecken sich umändern ließen in unblutige Kriege. Und die gibts! Täglich ist die Zeitung voll davon.

Da lesen wir, daß seit ein paar Tagen in einer Stadt eine große Fabrik geschlossen ist. Die eisernen Wellen drehen sich nicht mehr, die Zahnräder greifen nicht mehr ineinander und die Treibriemen jagen nicht mehr um die Riemenscheiben. Unter dem großen Kessel brennt kein Feuer mehr und alle Säle sind wie ausgestorben. Die Arbeiter streiken. Hunderte sind plötzlich brotlos geworden. Nun führen sie Krieg mit ihrem Arbeitgeber, dem reichen Fabrikbesitzer. Ein paar Pfennige nur will jeder Arbeiter in jeder Stunde mehr verdienen. Wenn ihnen das zugesagt wird, wollen alle wieder zur Arbeit antreten. Ein paar Pfennige! Es wäre eine lächerliche Kleinigkeit, wenn nur einer sie forderte, aber es sind viele hunderte Arbeiter, die die Pfennige verdienen möchten, jeden Tag, Stunde für Stunde. Da wird es für den Fabrikherrn eine Ausgabe, die er meint, nicht tragen zu können. Nun soll es auf eine Machtprobe ankommen, nun soll es sich zeigen, wer der stärkere ist, ob der Fabrikherr oder die Arbeiter, die einmütig zusammenhalten gegen den einen. Da wird ein bitterer Krieg geführt, aber es ist ein unblutiger und alle, die dabei sind, müssen streng dafür sorgen, daß keine Roheiten und Gewalttaten vorkommen.

Ein anderes Bild!

Es ist Feierabend. Die Straßen sind mit Menschen allerart gefüllt. Arbeiter gehen mit ihren Kaffeeflaschen

nach Hause. An einer Straßenecke sprechen ein paar miteinander. Ein dritter steht dabei und scheint sich auf etwas zu besinnen. Neben ihm steht ein kleines, blasses Mädchen, das zupft den einen am Rock und bittet: „Vater, komm doch mit nach Hause!“ — Doch seine beiden Freunde reden auf ihn ein: „Na, einen kannst du doch mittrinken, ein Glas schadet dir doch nichts!“ — Und er läßt sich überreden, er läßt sein weinendes Kind stehen und geht mit den beiden hinein in die Bierhalle. Und aus der geöffneten Türe klingen die schreienden harten Töne eines Orchestrions. Er trinkt mit seinen Freunden ein Glas und die Musik übertönt die leise Stimme, die ihn warnt, und aus dem einen werden zwei und drei und mehr. Endlich, als sein Geld alle ist, wankt er spät in der Nacht nach Hause und macht Skandal und zerschlägt die Möbeln. Dann weinen die Kinder und die unglückliche Mutter sinnt und sinnt, wie sie den bösen Feind der Familie, die Trunksucht, bekriegen kann.

Ja, in unserem Vaterlande gibts Feinde genug und niemals ist Frieden, wirklicher, echter Frieden auf Erden. Tagein, tagaus führen auch wir Deutschen Krieg gegen Trunksucht und Armut und Krankheit und Elend allerart. Ohne Kampf kann wohl kein Mensch leben, aber es ist ein großer Unterschied, ob im Kampfe tausende junger Leute gemordet werden mit Kanonen und Granaten oder ob gekämpft wird mit Rat und Tat gegen Unglück, Not und Krankheit. Hoffentlich kommt recht bald die Zeit, daß wir die blutigen Kriege nicht mehr nötig haben und allen Menschen die Augen aufgehen über die vielen Feinde, die wir im Lande haben, so daß die Feinde an der deutschen Grenze gar nicht dagegen in Betracht kommen. Das walte Gott!



9. Die Krippe.

Drei Kinder waren in der Stube, drei Lockenköpfe von 12, 10 und 8 Jahren. Und alle drei saßen um den großen Tisch herum, und ein Leimtopf stand darauf, und eine Schere ging von Hand zu Hand und eine Unmenge kleiner Papierschnitzel lagen auf Tisch und Stuhl und Fußboden. So eifrig arbeiteten die Kinder, daß sie nicht einmal hörten, als die Mutter sie zum Abendbrot rief.

Ja, es war auch etwas ganz besonderes, was sie vor hatten. Eine Krippe wollten sie bauen, die sollte am Weihnachtsabend unter dem Tannenbaum stehen. Ein Wachslicht mußte dahinter gestellt werden, dann fiel sein Schein durch die blauen Gelatinefenster und beleuchtete die ganze heilige Familie: Josef mit dem weißen Barte, Maria mit dem sanften Gesichte und das Jesuskindlein in der Krippe. Und draußen vor dem Eingang knieten die Hirten und herzu traten die Weisen aus dem Morgenlande, die wollten dem Kinde ihre Geschenke bringen.

Es war eine wunderhübsche Krippe und so natürlich war alles gemacht! Das Dach hatte ordentlich Löcher, damit man sein Alter daran erkennen konnte. Ganz vorn und an den Seiten standen Palmen und oben auf dem Dache sollte der Stern festgeklebt werden.

Und endlich war die letzte Arbeit getan. Und die Kinder beugten sich vor und sahen mit entzückten Augen hinein in die Farbenpracht und bewunderten alle Einzelheiten. Und oben über dem Stalle stand der Stern und seine Strahlen fielen durche in Loch im Dache gerade hinunter auf das Jesuskind in der Wiege. So erzählte die Krippe den Kindern die merkwürdigste und bedeutsamste Geschichte, die je erzählt worden ist: Es waren aber Weise aus dem Morgenlande, die hatten einen Stern gesehen. Und der Stern wurde ihr Führer auf einer langen und beschwerlichen Reise zu dem neugeborenen Könige, dem sie ihre Geschenke bringen wollten. Und der Stern führte sie nicht nach Jerusalem, der Königsstadt, er führte sie nicht in den schönen Palast des Herodes, er geleitete sie zu der armseligen Hütte, worin die Tiere gehaust hatten und stand still über dem Strohdache eines Stalles und zeigte ihnen den neugeborenen König in einer Pferdekrippe.

Ein gar armseliger Palast war es. Ein steinerner, kalter und feuchter Fußboden, ein Haufen Stroh und in der Mitte die Krippe mit dem Kinde.

Wer hätte es für möglich gehalten, daß ein König, daß der größte König in einem Stalle geboren werden könnte?

Die Weisen hattens nicht erwartet, Herodes nicht und die Eltern wußten wohl auch noch nicht, daß ihr Kindlein dermaleinst der König aller Könige werden würde. Und die Hirten? — Ja, die wußten es nur, weil es ihnen der Engel gesagt hatte.

Und von diesem halb zerfallenen Stalle aus ist ein Licht ausgeströmt über die ganze Erde. Und das Licht leuchtet noch heute in vielen tausend Menschenherzen als das Licht der Liebe und der höchsten Wahrheit.

Und als das Kindlein ein Mann geworden, da zog er mit seinen Jüngern im Lande umher und half allen, die da mühselig und beladen waren und die zu ihm kamen und sich von ihm helfen lassen wollten. Er predigte und lehrte und tat Gutes, nichts als Gutes selbst denen, die ihn haßten und verfolgten. Und als ihn die Menschen ans Kreuz geschlagen hatten, ach da war es ein ganz kleines Häuflein, das zu ihm hielt und sich seine Jünger nannte. Aber die Zahl wuchs und wuchs und trotz aller Verfolgungen und Bedrückungen bekannten sich immer mehr Menschenherzen zu dem Erlöser der Welt.

Und gar bald schon drang die neue Lehre, die Lehre Jesu Christi, auch in andere Länder ein. Es gab Christen in Kleinasien und Griechenland und dann auch in Rom. Und der Christen wurden mehr und mehr und sogar Rom, die alte Kaiserstadt Rom wurde voll von ihnen. Und als dann auch der Kaiser selbst Christ geworden war, drang die neue Lehre bis in alle Lande.

So ist sie auch nach unserem Vaterlande gekommen.

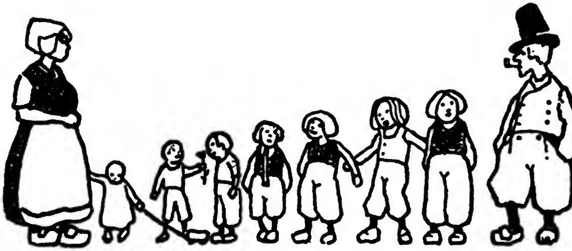
Damals aber sah unser Land anders aus als heute. Weite Wälder gab es bei uns, in denen wilde Tiere lebten: Wölfe und Bären. Und in den Wäldern wuchs alles, wie es wachsen wollte. Und wo der Wald aufhörte, fingen Heide oder Moor oder Sumpf oder Wiese an. Städte gab es nicht. Die Menschen, die damals in unserem Lande wohnten, bauten ihre Häuser am liebsten weit voneinander getrennt oder sie lebten in kleinen Dorfschaften beieinander. Felder gab es nur wenige. Die Frauen und die Knechte mußten die Arbeit besorgen. Die Männer aber gaben sich nicht mit dem Graben und dem Pflügen ab. Sie gingen lieber auf die Jagd. In dies weite wilde Land kamen Christen aus Rom und erzählten den Männern vom

lieben Gotte, der im Himmel wohnt und von Jesus Christus, der in der Krippe zu Bethlehem geboren war. Und die Fremden begannen Kapellen und Kirchen zu bauen und richteten Schulen ein und tauften die Männer und Frauen und Kinder, die Christen werden wollten. So wurden allmählich alle Leute in Deutschland zu Christen.

Und heute? — O, heute gibts fast überall Christen und viele hundert Pastoren und Pfarrer reisen in die fernsten Länder, nach China und Japan, zu den Negern und dahin, wo die Menschenfresser wohnen und versuchen sie zu Christen zu machen.

Aber ists denn damit getan, daß überall Kirchen gebaut und die Glocken am Sonntage geläutet werden? Ach sicherlich nicht! Und manchen Menschen gibt es bei uns, der sich Christ nennt und doch keiner ist, weil er nicht lebt, wie es uns das Christuskind aus Bethlehem vorgelebt hat. Jesus aber, der hat sogar für seine Feinde, die ihn verfolgt und verhöhnt und geschlagen und aus Kreuz gebracht, zu Gott gebetet, daß er es ihnen vergeben möge, was sie ihm Böses getan hatten. Er hat allen Elenden und Unglücklichen geholfen. Wer aber hart ist gegen das Elend und sagt: Das geht mich nichts an, ob es dir gut oder schlecht ergeht! wer anderen Menschen Böses wünscht, wer nicht vergeben und vergessen kann, der ist kein Christ und wenn er auch noch so fromm tut.

Das vergiß nicht, wenn du unterm Weihnachtsbaum die Krippe stehen und über dem Dache den Stern scheinen siehst. In dein Herz müssen seine Strahlen dir fallen, daß es voll wird von Liebe zu Gott und allen seinen Menschen. Dann erst feierst du das rechte Weihnachten.



10. Die sieben Faulen.

Vor vielen hundert Jahren lebte in einem alten schiefen Bauernhause ein Bauer mit seiner Frau. Sie lebten schlecht und recht tagein, tagaus unter ihrem Strohdache und quälten sich redlich, denn sie hatten sieben Kinder, lauter Jungens, die alle gern gut essen und trinken mochten. Aber was für Prachtjungens waren es auch! Alle sieben mit hellen blauen Augen, mit roten Backen und strammen Beinen.

Dicht hinter dem Kohlgarten des Vaters floß die Weser dahin, ihr Ufer war der schönste Spielplatz der sieben. Des Morgens früh, wenn sie aufgestanden und gefrühstückt hatten, machten sie sich auf und sahen zu, ob das Wasser im Strome auch in der vergangenen Nacht gestiegen oder gefallen war. Sie schleppten sich aus des Vaters Holzschuppen alte Bretter an die Weser und zimmerten Brücken und schaufelten in dem weißen Sande und bauten Häuser und gruben Gräben und Teiche und fingen sich „Stickelstangen" und wußten jeden Tag was Neues und Schönes zu spielen.

Und Vater und Mutter freuten sich darüber, daß ihre Jungens so frisch und gesund waren und dachten: Laß sie nur! Wenn sie erst groß sind, werden sie schon von selbst aufhören zu spielen und statt dessen tüchtig in der Wirt-

schaft mithelfen.

Nun, als der Älteste konfirmiert worden und lange Hosen bekommen, wollte er auch nicht wieder mit den anderen zum Spielen an die Weser. Er wollte mithelfen! Aber merkwürdig, er machte Vater und Mutter nichts zu danke. Er wollte alles anders und besser machen, als Vater und Mutter es gewohnt waren. Und das ließen diese sich nicht gefallen: Als er mit der Karre den Mist statt auf den alten Haufen hinter dem Hause gleich nach den Beeten fuhr, wo er untergegraben werden sollte, sagte der Vater zu ihm: Nein, Geerd, das geht nicht, der Mist soll hinterm Hause bleiben. Fahre ihn wieder zurück zum großen Haufen. Aber Vater, sagte Goord, hier liegt er doch besser, du bringst ihn in ein paar Tagen ja doch hierher und der frische Mist so dicht hinterm Hause ist auch nicht angenehm! — Das ist einerlei, sagte der Vater, bring ihn wieder hin. Da hat er immer gelegen und da soll er in diesem Jahre auch wieder liegen.

So gings in allen Sachen. Und wenn Geerd das, was er tun sollte, auch noch so töricht erschien, der Vater sagte ihm jedesmal: So hab ich es immer gemacht und habs so von meinem Vater gelernt und der wieder von meinem Großvater und so sollst du es auch von mir lernen.

Fast den größten Teil des Jahres waren der Garten und die Felder unter Wasser, denn der Boden war niedrig, und wenn die Weser nur ein paar Eimer Wasser mehr hatte, gleich liefs über die Ufer. Im Frühjahr aber, wenn Hochwasser war, liefs gar bis ins Haus und es gab eine starke Überschwemmung. Dann wohnte die ganze Familie auf dem Hausboden und das Vieh wurde mit vieler Mühe auch hinaufgebracht. Das waren böse Zeiten. Wenn dann die Mutter mal eine

Mahlzeit Kohl kochen wollte, dann hatte sie wohl die Pinkel, die im Rauchfang hing, gleich zur Hand, aber die Hauptsache, der Kohl fehlte ihr. Dann mußte der Vater erst seine hohen Wasserstiefel anziehen und durch den überschwemmten Garten waten, um eine Mahlzeit Kohl zu holen. Und gar manchmal erkältete er sich bis auf den Tod dabei und lag dann hinterher ein paar Tage im Bett und konnte keinen Arm bewegen vor Schmerzen und Rheumatismus. Da sagte Geerd einmal: Weißt du, Vater, wir sollten doch, wenn Hochwasser kommt, unser Boot von der Weser holen und ans Haus legen, dann kannst du mit dem Schiffe durch den überschwemmten Garten staken und Kohl holen, ohne daß du ins Wasser steigst und dich erkältest. Doch der Vater antwortete: Das fehlte auch noch, daß wir um einen Arm voll Kohl uns solche Umstände machten! Nein, ich kann das bißchen Kohl leicht so holen und wenn nur meine Stiefel dicht gewesen wären, dann hätte ich mich auch nicht erkältet.

Da schwieg Geerd still und sagte nichts mehr.

Als einst in den Hundstagen alle Gräben ausgetrocknet waren und das Vieh auf der Marsch verdursten wollte, da mußten die Eltern mit den sieben Jungen einen Eimer Wasser nach dem anderen von der Weser holen und der Weg zur Weide war weit und kein Baum gab unterwegs Schatten. Da sagte Geerd am Abend, als alle um den Tisch herum saßen und sich die letzten Schweißtropfen trockneten: Weißt du, Vater, wir sind doch dumm gewesen heute! Wir hätten ja man die Kühe von der Weide nach der Weser treiben können, da hätten sie sich satt getrunken und dann hätten wir sie wieder zurückgetrieben. — Da sahen Vater und Mutter ihren Ältesten verwundert an und die Mutter sprach: Geerd, Geerd, wie kannst du nur so dumm sein.

Meinst du denn das Vieh trinkt, wenn du es willst? Das trinkt, wenn es gerade Lust zum Trinken hat und du hättest es den ganzen Tag hin und immer wieder hin treiben können und es hätte doch noch gebrüllt vor Durst. — Nein, überhaupt, war das denn eine Arbeit heute? Das bißchen Wasserschleppen! Das haben Vater und ich schon seit zwanzig Jahren jeden Sommer gemacht und es hat uns nichts geschadet. Wenns auch ein bißchen Schweiß kostet. Der trocknet schon wieder!

Ja der Geerd! der war ganz anders als die Eltern. Er meinte es gut und wollte überall mit helfen und es besser machen, daß die Arbeit leichter wurde, aber von solchen Verbesserungen wollten die Eltern nichts wissen. Es sollte alles beim alten bleiben. So kam es denn, daß Geerd bald keine Lust mehr hatte, dem Vater zur Hand zu gehen und nur noch verdrossen und widerwillig so arbeitete, wie der Vater es haben wollte. Und wie der Älteste, so waren alle sieben.

Da glaubte der Vater bald, er habe sieben rechte Faulpelze im Hause, die nur darauf aus waren, alles leichter zu machen, weil sie überhaupt keine Lust zu einer rechtschaffenen Arbeit hatten. Es fiel ihn gar nicht ein, sich über solche Faulheiten zu ärgern. Lieber machte er wieder alles allein.

Mit der Zeit waren sie nun alle sieben herangewachsen, aber keiner mochte zu Hause mit zugreifen. So setzten sie ihr altes Leben fort, lagen stundenlang an der Weser und sahen den Fischern und Schiffen zu und sprachen von diesem und jenem.

Meistens unterhielten sie sich darüber, wie sie alles besser und bequemer und schöner einrichten wollten, wenn der Vater es ihnen nur erlaubte.

So ging die Zeit hin. Weil sie aber im Unmute ihre Tage an der Weser zubrachten und die Eltern sich allein plagen ließen, wurden die sieben von allen Nachbarn und guten Freunden die Faulen genannt und waren von Tag zu Tag mehr wegen ihrer Faulheit verrufen.

Als sie eines Tages wieder an der Weser lagen und nichts zu tun wußten, sagte Geerd plötzlich zu seinen Brüdern: Nein, ich halt es hier nicht mehr aus. Ich will hinaus in die Fremde und zusehen, obs anderwärts eben so hergeht, wie bei uns zu Hause, oder obs im fremden Lande gescheitere Leute gibt. Und nicht eher komme ich zurück, als bis ich was ordentliches gelernt hab. — Da blickten ihn die anderen mit fröhlichen Augen an und einer nach dem anderen drückte ihm die Hand und sagte: Ich geh mit dir! Die Fremde zu sehen ist schon lange auch mein brennender Wunsch gewesen.

Und sieben Herzen klopften und schlugen vor heimlicher Freude und überlegten und überdachten, wann und wie die Reise angehen sollte.

Alle sieben wollten sie, also ward beschlossen, mitsammen hineinwandern in die weite schöne Welt und wollten zusehen und lernen, wie bei fremden Leuten Feld und Wiese bestellt und die Kuh gemolken wird.

Und dann, wenn wir wissen, wie anderswo Haus und Hof gehalten werden, dann kommen wir wieder und werden daheim zeigen, was die sieben Faulen für Leute sind! Also sprach Geerd und die anderen drängten sich an ihn und sagten: Gewiß so soll es sein! Und sie gaben sich alle sieben die Hand darauf, daß sie morgen in aller Frühe zusammen der Vaterstadt den Rücken kehren wollten.

Als sie nun am Abend nach Hause gekommen und die Mutter die große Sette mit dicker Milch auf den Tisch

gestellt und alle herangerückt waren und es sich schmecken ließen, da sagte der Älteste dem Vater von ihrem Plane. Machte der aber Augen! Und die Mutter sah kopfschüttelnd ihre sieben der Reihe nach an und seufzte und sprach: Du lieber Gott, wie will es euch in der Fremde ergehen und wer nimmt denn auch schon die sieben Faulen in den Dienst!

Am anderen Morgen, ehe der erste Sonnenstrahl den Dachfirst vergoldet hatte, weckte einer den anderen und dann wanderten sie von Haus fort. Vater und Mutter sahen ihnen nach und dachten: die werden bald genug wiederkommen! Und die Nachbarn, die standen hinter ihren Hollunderbüschen und Dornenhecken und nickten einander zu und sagten heimlich: Die sieben werden sich wundern, was anderes als Arbeit finden sie da draußen nicht und die hätten sie zu Hause auch haben können. Freilich, nach Arbeit sehnen sie sich wohl nicht. Sie schämen sich hier ihrer Faulheit, darum gehen sie in die weite Welt, um sie dort zu verstecken.

Am Abend schaute die Mutter nach ihnen aus. Doch sie kamen nicht. Am folgenden Abend waren sie auch noch nicht zurück und den nächsten blieben sie ebenfalls aus. Der Sommer ging langsam hin und der Winter kam, aber die sieben ließen nichts von sich hören noch sehen. Die sind ja längst verhungert! sagte ein Nachbar. Oder sie sind gestorben! Oder verdorben! meinte ein anderer. Die Mutter zerdrückte gar oftmals heimlich eine Träne und dachte mit viel Sorge an ihre Jungen.

Und nach dem Winter brachten die Schwalben wieder einen Sommer und nahmen ihn dann wieder mit fort. Und auch im zweiten Winter kam keine Kunde von den sieben in die Heimat.

Jahre gingen dahin. Die Eltern wurden grau und grauer und krumm und krummer.

Da marschierten eines Tages sieben sonnverbrannte Gesellen mit strammen Tritten in hohen Wasserstiefeln durch die Straßen. Jeder trug einen Spaten auf der Schulter und hatte einen dicken Rucksack umgehängt. Keiner kannte sie, bis sie alle nacheinander in ihrer Eltern Haus marschierten.

Die Nachbarsleute, die das mit angesehen hatten, ließen Arbeit Arbeit sein und liefen, wie sie gingen und standen, nach allen Seiten und erzählten jedem: Die sieben Faulen sind wieder da!!

Drinnen aber bei den zwei alten Leuten floß manche Freudenträne. Da saßen wie früher die sieben um den Tisch herum und erzählten und erzählten, daß die Eltern Mund und Ohren aufsperrten.

Ja, in den nächsten Tagen merkte man es doch, daß etwas anders geworden war unter dem windschiefen Strohdache. Die sieben begannen nämlich mitten auf dem Hofe eine tiefe Grube zu graben. Immer tiefer und tiefer wurde sie und mit Leitern stiegen sie hinein und trugen Kalk und Steine herzu und mauerten sie aus.

Was wollen die denn machen? fragten verwundert die Leute. Da ist wohl gar in der Erde ein Schatz vergraben, den sie suchen wollen. Oder haben sie in der Fremde so viele Goldstücke erspart, daß sie nicht damit zu bleiben wissen und sie nun hier eingraben wollen?

Doch siehe da! Eines Tages waren sie mit ihrer Arbeit fertig und ein kurzer runder Schornstein, halbmannshoch, ragte aus der Erde und darüber hing an einem langen Haken ein schwerer Eimer. Nun brauchte die Mutter nicht mehr jeden Tag nach der Weser zum

Wasserholen. Die sieben hatten ihr einen bequemeren Brunnen gegraben. Man brauchte nur den Eimer hinabzulassen, so kam er gefüllt wieder herauf.

Na, da haben wirs ja! sagten da die Leute zueinander. Sie sind noch gerade so faul wie früher. Damit sie nicht wieder Wasser zu schleppen brauchen, wenn die Suppe gekocht werden soll oder das Vieh dürstet, haben sie sich einen Brunnen gegraben! Nein, solche Faulpelze!

Doch noch mehr Beweise ihrer Faulheit gaben sie ihren guten Freunden.

Sie begannen von der Weser her mit Schubkarren Lehm und Sand heranzufahren. Was soll denn nun schon wieder werden? fragten alle, die es sahen.

Rings um den Garten und um die Felder herum warfen sie einen mächtigen Damm auf. Er wurde haushoch mit Sand und Erde beschüttet und mit Rasenstücken belegt. Als im Frühjahre dann das Hochwasser kam und alle Welt durch das überschwemmte Land nicht aus dem Hause konnte, da gingen die sieben gemütlich in ihrem Garten umher und auf dem Felde und begannen vier Wochen früher als andere Leute zu säen und zu pflanzen. Als dann der Sommer kam, hatten sie schon das junge Gemüse auf dem Tische als andere Leute noch ihre harten Salzbohnen und den eingemachten Sauerkohl vom vorigen Jahre kochten.

Die Leute aber hatten auch in dem Deichbau nur wieder die Faulheit der sieben gesehen und gespottet und gelacht über die zarten Jungen, die bange waren vor dem bißchen Wasser.

Als der Deich in Ordnung, begannen sie im Spätherbst noch ein Dutzend Lindenbäume vor dem Hause an-

zupflanzen. Ein Schneider war der erste, der dies Rätsel löste. Ja, wißt ihr, sagte er zu seinen Freunden, die sieben sind zu bequem, daß sie nicht einmal Lust haben, am Sonntag ein paar Stunden weit zum nächsten Wald spazieren zu gehen, drum pflanzen sie sich einen Wald vors Haus! Sollt mans glauben?

Dann begannen die sieben ein Haus zu bauen, ein großes, schönes Bauernhaus. So nett und sauber und so überaus bequem war es im Innern eingerichtet, daß man in jedem Teile wieder deutlich die Faulheit der Brüder erkennen konnte.

Als das Haus fertig war, feierte der Älteste Hochzeit. Und danach wurde weiter gebaut und dann machte der zweite Hochzeit und darauf der dritte usw., bis alle sieben Brüder in sieben neuen Häusern wohnten. Und die standen alle in einer Reihe und hinter jedem war ein großer Garten und dahinter lagen die Felder. Alles aber war gut und fest eingedeicht und nett anzusehen.

Man sollte es doch nicht für möglich halten, sagten die Leute, als sie alles heimlich in Augenschein genommen: Sie sind die Faulen und bleiben die Faulen.

Und die Straße vor ihren Häusern begannen sie mit Steinen zu pflastern. Natürlich auch aus Faulheit: Sie hatten wohl keine Lust, einen im tiefen Sande stecken gebliebenen Wagen wieder herauszugraben.

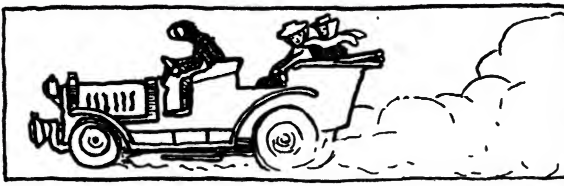
So blieben sie bis an ihr Lebensende zusammen und waren stets darauf bedacht, Haus und Hof immer noch bequemer und schöner einzurichten. Pure Faulheit! sagten die Leute und schüttelten die Köpfe und — machten ihnen alle Verbesserungen bei wegelang nach.

So kam es denn, daß alle, die im Haus und Garten etwas neu einrichten mußten, erst heimlich zu den sieben

Brüdern gingen und zusahen, wie die es hatten. Danach richteten sie es bei sich auch so ein.

Die Straße aber, worin die sieben Faulen gewohnt haben, ist noch heute in der Stadt Bremen zu sehen und heißt bis auf diesen Tag die Faulenstraße.





11. Vom Automobil und anderen Wagen.

Da kommt ein Automobil herangesaust. Ein rotlackierter Wagen, der blitzschnell die Chaussee herunterkommt und eine dicke Staubwolke aufwirbelt, und darin zwei Männer mit grauen, dick vorstehenden Schutzbrillen und in Gummimänteln. Da pufft es heran, ein Drehen am Steuerrade, ein Druck auf einen kleinen Griff und — es steht.

Regungslos steht es da, das Ungetüm, das soeben noch so laut puffte und tutete und drohte. Die Männer steigen aus und gehen ins Haus hinein. Ganz bequem eingerichtete, mit braunem Leder überzogene Polstersitze sind im Wagen. Darüber ist ein festes Wind- und Regendach und an den Seiten Glasfenster. Wie hübsch das alles lackiert ist: rot mit goldenen Streifen. Vorn sitzen zwei blitzblank geputzte Messinglaternen. Um die Räder sind dicke Pneumatikreifen gelegt. Was nicht lackiert ist, glänzt in gelbem Messing. Sieh, oben auf dem Dache lagert gut in Rapper eingenäht ein Reservereifen, damit, wenn einmal unterwegs einer der vier Reifen platzt, der Fahrer nicht stundenlang zu warten und zu flicken braucht. Er nimmt den alten ab, legt den neuen herum und — die Reise kann weiter gehen. Ja, es muß an alles gedacht sein! Nun sieh einmal, die Unmenge von Schrauben und

Griffen und Knöpfen und die zahllosen Teile, aus denen der ganze Motorwagen zusammengesetzt ist. Und nicht die geringste Kleinigkeit ist zwecklos. Alles ist wohl überlegt und richtig angebracht. Wer nun alle diese tausend Teile, aus denen ein solcher Benzinwagen zusammengesetzt ist, ansieht, der bekommt erst eine kleine Ahnung davon, wieviel Nachdenken und Überlegung nötig gewesen ist, um ihn so auszudenken und aufzubauen, wie er hier fix und fertig vor uns steht.

Nun, tausend Unfälle und mehr haben auch dazu gehört, damit endlich ein Motor gebaut werden konnte, der so praktisch eingerichtet war, wie dieser. Und damit soll noch lange nicht gesagt sein, daß die Automobile, wie sie heute zu kaufen sind, schon vollkommen seien. In zehn Jahren wird man hoffentlich in noch ganz anderen Wagen fahren als jetzt. Vieles ist schon verbessert worden, aber es bleibt noch mehr zu verbessern übrig.

Und doch hat vor wenigen Jahren noch kein Mensch an Benzinwagen gedacht. Damals konnte man noch in aller Ruhe über die Straße gehen, ohne befürchten zu müssen, plötzlich durch ein lautes „töff, töff!" bis zutode erschreckt und hinterher überfahren zu werden.

Und all den vielen Erfindungen und Verbesserungen, die heute am Automobil vereinigt sind, ist die Erfindung des Zweirades voraufgegangen.

Und auch das Zweirad hat, trotzdem der Radsport erst ca. 30 Jahre alt ist, in dieser kurzen Zeit ein solch verändertes Aussehen bekommen, daß, wer es nicht mit erlebt hat, es kaum für möglich hält.

Ich denke noch zuweilen mit viel Vergnügen an die ersten Hochräder, die zuerst aufkamen. Fast mußte man eine lange Leiter anlegen, um hinaufzukommen. So hoch war das

Vorderrad, so hoch die Lenkstange und so hoch der Sattel. Und wer auf einem solchen Rade fuhr, der kam nur mit Schwierigkeit vorwärts und mußte alle Augenblicke erwarten, daß ihm, plötzlich von einem über die Straße hängenden Aste eines Chausseebaumes die Mütze vom Kopfe gerissen wurde. Und so dünn waren die Reifen (sie waren eben nicht mit Luft vollgepumpt, sondern durch und durch aus Gummi!), daß der Radfahrer jede kleine Unebenheit auf dem Boden den ganzen Rücken hinauf spürte. Und gutfedernde Sättel kannte man auch noch nicht. Kurz: Es war im Vergleich mit heute wirklich kein Vergnügen auf einem solchen Rade zu sitzen.

O, wie jubelten die Radfahrer, als dann eines Tages ein kluger Mann den Pneumatikreifen erfunden hatte, und statt der Hochräder nur noch Niederräder verkauft wurden. Seit der Zeit fing das Radfahren erst an, Spaß zu machen.

Und vorher, ehe es überhaupt Räder gab, da war die Kutsche, der mit einem oder zwei Pferden bespannte Wagen das schönste und bequemste für Ausfahrten. Und wer eine Landpartie machen wollte und zu bequem war, seine eigenen Füße anzustrengen, der konnte nichts besseres tun, als sich in die Eisenbahn setzen oder eine Droschke mieten. Die Eisenbahnen aber sind auch noch nicht sehr alt. Als unsere Großeltern Kinder waren, da gabs in den meisten Städten weder Bahnhöfe noch Eisenbahnen. Und zu Urgroßmutters Zeiten reiste man nur im Wagen oder per Post.

Hats denn auch eine Zeit gegeben, in der man überhaupt keine Wagen kannte? — Gewiß, auch die Zeit war da, aber die liegt wohl so weit zurück, daß sie sich kein Mensch mehr ausdenken kann. In Wagen sind die

Menschen ja schon vor zwei und mehr Jahrtausenden gefahren, wenn auch die Wagen zu der Zeit sicherlich ganz anders ausgesehen haben als die von heute.

Und doch hats auch eine wagenlose Zeit gegeben. Das war damals, als die Menschen noch als Jäger in Höhlen und Wäldern wohnten und nicht verstanden, sich Häuser zu bauen und das Feuer zu gebrauchen. Da lebten sie halb noch wie wilde Tiere in ihren Verstecken und gingen auf die Jagd und versuchten mit ihren Spießen und Beilen aus Feuerstein sich an die Jagdtiere heranzuschleichen, und wenn sie dann einen Hirsch oder ein Reh getroffen hatten, daß es sterbend am Boden lag, dann packten sie es an den Hinterbeinen und schleiften es nach ihrer Höhle und zogen ihm die Haut ab, um sich Schurze und Jacken daraus zu machen. Da mögen sie es wohl oftmals bedauert haben, daß dann durch das Schleifen auf dem Erdboden die Hirschhaut durchgescheuert war und sie ein Fell mit großen Löchern darin umhängen mußten. Und diesen Ärger haben sie so oft erlebt, bis ein Pfiffikus sich, als er wieder einmal ein Tier erjagt hatte, einen über und über mit Blättern besetzten Ast von einem Baume brach, den Hirsch darauf legte und ihn so durch den Wald nach der Höhle schleifte. Als er ankam, da waren wohl die Blätter schmutzig und zerscheuert, aber die Tierhaut war doch gut und ganz geblieben. Da freuten sich die wilden Männer, die es sahen und gebrauchten von der Zeit an immer solche — Schlitten.

Schade, daß manchmal der Ast nicht ausreichte und die Blätter zerscheuerten, ehe die Höhle erreicht war. Bei weiten Wegen wurde dann wohl ein Extrahaufen Blätter erst noch auf den Ast gelegt und oben darauf das Tier. Das war schon besser, aber unbequem bliebs doch. Wie

leicht rutschte der Hirsch, oder was es nun für ein Tier war — von dem Haufen herunter und alles kam in Unordnung und die Ladung mußte erst wieder mühsam hinaufgepackt werden. Und erst recht unbequem war es, wenn mehr als ein Tier nach Hause geschafft werden sollte. Aber da war guter Rat teuer! Erst als man das Feuer kennen und Baumstämme zu Schiffen ausbrennen gelernt, da nahm man einfach einen hohlen Baumstamm und schleifte darin die erlegten Tiere heim. Das ging famos! Die Haut blieb heil, kein Tier ging verloren, aber — wie schwer war das Ziehen und Schieben!

Da mußten schon viele zusammen auf die Jagd gehen und gemeinsam die Beute heimziehen. Doch alle schwere Arbeit und jede harte Quälerei haben ihr Gutes, indem sie zu Verbesserungen antreiben. Wer Pferde hatte, gebrauchte sie von da an nicht nur zum Reiten, sondern er spannte sie auch vor seine Baumstämme. Nun konnte sich der Jäger sogar noch mit hineinsetzen in seinen Schlitten. Das machte Spaß und tat nicht weh und Quesen bekam man auch nicht davon. Jedoch das Pferd stöhnte und ächzte gar oftmals und mußte stehen bleiben und konnte den Schlitten auf dem holperigen Waldboden nicht vorwärts bringen. Wehe, wenn ein Stein im Wege lag! Wie oft mußte unterwegs der Fuhrmann aussteigen und den ganzen Schlitten leer packen, um über das Hindernis wegkommen zu können. Und hinterher begann wieder das Einpacken bis — ein neuer Stein den Weg versperrte.

Steine im Wege waren die schlimmsten Hindernisse. Lag jedoch ein Baumstamm oder ein Ast quer auf der Bahn, dann rollte der Schlitten mit Leichtigkeit darüber hinweg. Und als einmal ein paar dicke Pfähle quer auf

dem Wege lagen, da gings so blitzschnell und so leicht darüber hin, daß der Fuhrmann nachdenklich wurde und dachte: Wenn ich doch immer so über Pfähle rollen könnte. Und er sann und sann, bis er sich entschloß, stets für schwierige Wegstrecken ein paar runde Baumstücke mitzunehmen. Nun schadeten auch dicke Steine im Wege nichts mehr. Der Schlitten brauchte nicht mehr leer gepackt zu werden. Der Fuhrmann stieg aus und legte seine mitgenommenen Hölzer quer davor und — ehe er es sich versah, war das Fuhrwerk darüber hinweg.

Durch den häufigen Gebrauch der Rollen jedoch kam man auf den Gedanken: Wenn wir sie doch immer unter unserem Schlitten hätten, so daß sie sich stets mitdrehten und nicht wieder von neuem untergeschoben zu werden brauchten. Doch das war nicht so einfach gemacht wie gedacht! Etwas besser wurde es schon, als man anfing mit der Axt die Rollhölzer so zu behauen, daß sie etwa wie leere Garnrollen geformt waren. Nun konnte der Schlitten wenigstens nicht nach der Seite mehr überkippen oder von den Rollhölzern abgleiten.

Aber recht geholfen war damit immer noch nicht, denn sowie der Schlitten über die Rollen hinweggerutscht war, lagen diese hinten und mußten wieder von neuem vorn untergeschoben werden, und das war bei langen und schwierigen Wegen eine mühsame und langweilige Arbeit. Nun sannen die Leute wieder darüber nach, wie es möglich sei, daß die Rollen allezeit unter dem Schlitten liegen bleiben könnten und sich doch drehten. Bis dann eines Tages wieder ein Schlauberger sagte: Halt, ich habs! — Der schlug einfach die Rollhölzer mit dicken Nägeln unter dem Schlitten fest. O weh, da drehten sie sich aber nicht mehr. Da wurde er ausgelacht mit seinem „Ich habs!"

Und nun saß er da mit rotem Kopfe und betrachtete sein Werk und grübelte und sann, wie die Sache wieder ins Rollen zu bringen sei.

Und dann sprang er auf und rief: Jetzt habe ichs aber doch! Als nun seine Freunde neugierig herzukamen, um zu sehen, was er nun beginnen wollte, da nahm er eine Säge und sägte die an den Seiten überstehenden dicken Scheiben der Rollhölzer ab, bohrte durch jedes ein passendes Loch und steckte sie auf die sitzengebliebenen Stümpfe. Als er nun diese recht glatt und rund gemacht und ein Pferd vorgespannt hatte, da — o Wunder! — rollte der Schlitten dahin, daß es eine Lust war. Der Schlitten? — Nein, jetzt muß ich sagen: der Wagen, denn aus den Rollhölzern waren Räder geworden und aus dem Schlitten dadurch ein Wagen.

Ach, es wollte immer noch nicht recht gehen. Die Räder liefen von ihren Achsen ab und der Wagen kippte um. Da mußte wieder gesonnen und gesonnen werden, wie man es anfangen sollte, daß die Räder nicht mehr ablaufen konnten. Doch dafür wurden schnell Mittel gefunden und ebenso lernte man bald die Achsen aus recht hartem Holze machen und die Räder so groß herstellen, daß der Wagen sich schneller drehte und leichter fuhr. Und dann lernten die Menschen die Räder schmieren, damit sie nicht so knarrten und sich in Brand liefen.

Aber der Wagen war nun nach vielen, vielen vergeblichen Versuchen erfunden und wurde im Laufe der Zeit immer bequemer und besser eingerichtet, bis er nach Jahrtausenden durch ungezählte Verbesserungen zu der eleganten Gummidroschke wurde, die noch heutigen Tages durch unsere Straßen rollt. Nun mußt du aber nicht glauben, daß das das Ende vom Liede ist. Bewahre, auch

die herrlichste Droschke ist noch unbequem: Sie fährt nur, wenn Pferde davor gespannt werden. Und Pferde sind teuer und nicht jeder kann sie sich leisten. Wie oft ist es auch schon vorgekommen, daß sie mit dem Wagen durchgingen und die Leute, die darin saßen, herausgeschleudert wurden und sich den Tod von ihrer Wagenfahrt holten. Und wie langsam kommt man im Wagen vorwärts. Wer weite Reisen machen will, der muß wochen- und monatelang unterwegs sein.

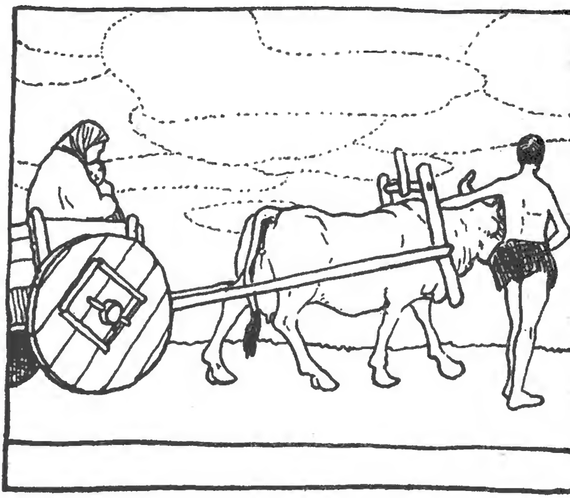
Da hat man wieder gesonnen: Wie kann man in einem Wagen fahren, ohne daß Pferde davor gespannt zu werden brauchen? Kein Mensch hat eine Antwort auf diese Frage zu finden gewußt, bis vor 100 Jahren etwa ein Mann sah, daß man große Maschinen durch Wasserdampf in Gang bringen kann. Da dachte er: dann muß es doch auch bei einem Wagen möglich sein, ihn durch Dampf vorwärts zu bringen. Und er versuchte in den Wagen eine Dampfmaschine hineinzustellen, die die Räder herumdrehen sollte. Das tat sie auch. Nun war der erste Dampfwagen da. Der Dampfwagen fährt am besten auf eisernen Schienen und man kann getrost zehn, zwanzig, ja sogar siebzig und mehr Wagen dahinter spannen und der Dampf ist so stark, daß er sie alle zieht. So baute man Eisenbahnen.

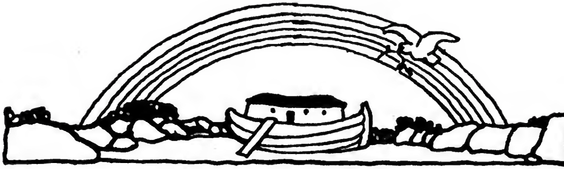
Aber Eisenbahnen kann man nicht in unseren Straßen brauchen und die Steinkohlen zum Feuern sind teuer und — und die Leute wollten Droschken ohne Pferde haben.

Da sagte eines Tages ein Mann: Was der Dampf kann, das kann Benzin auch, und er baute sich eine Benzindroschke und legte dicke Pneumatiks, wie er das vom Radfahren gelernt hatte, um die Räder und fuhr blitzschnell in einem Automobil — so nennt man solche Benzinwagen —

durch die Straßen der Stadt. Das ging viel schneller als in einer Droschke mit Pferden und die Benzinmaschine braucht nicht mit teurem Hafer gefüttert zu werden und sie wird nicht wild. So weit sind wir heute. Aber glaubt nicht, daß es nun aufhört mit den Verbesserungen! Wer weiß, was morgen oder übermorgen erfunden wird.

Jetzt wartet schon alle Welt darauf, daß wir endlich lernen, mit dem Luftballon durch die Lüfte zu reisen. Du meinst, das sei nicht möglich? O sag doch das nicht! Warum auch sollte es nicht möglich sein? Die Menschen haben schon so viel Wunderbares erfunden, daß nichts mehr unmöglich scheint — und — die Liebe zum Erfinden hört niemals auf.





12. Gestern.

Wie oft hast du schon das Wort „gestern“ gebraucht. Und niemand, der es in den Mund nimmt, denkt sich etwas Besonderes dabei, nicht wahr? Und doch ist das kleine Wort „gestern“ ein Wort, welches unendlich viel zu sagen und zu erzählen hat. Es ist eins von den Wörtern, deren Bedeutung kein Mensch ganz erfassen kann. Du lächelst und glaubst es nicht? Ja, weißt du denn, was das Wort „gestern“ bedeutet? O, denkst du vielleicht, das weiß ich wohl: „Gestern“ das ist der Tag, der vor Beginn der letzten Nacht zu Ende ging. Weiter ist es nichts!

Wirklich, sagt es dir nicht mehr? Versuch einmal an den gestrigen Tag zu denken und stell dir vor, was er dir alles gebracht hat. Darf ich dir einmal mit raten helfen? Nicht wahr, du bist aufgestanden und hast dein Zeug angezogen. Ist dir schon während dieser kurzen Zeit etwas Besonderes begegnet? Hast du einen Blick zum Fenster hinausgeworfen? Was hast du gesehen? — Und dann hast du gefrühstückt. Wer hat es für dich zurechtgemacht und dir vorgesetzt? Wer war während deiner Frühstückspause bei dir? Wen hast du gestern besucht, gesprochen, gefragt, belacht, beweint, beschimpft, gescholten, gelobt? Was hast du gestern gesehen und gehört? Mit welchen Menschen

bist du zusammen gekommen? Wer wollte etwas von dir? Zu wem bist du gegangen? Was hast du Gutes zu tun versucht? Was hast du Schlimmes gedacht, gesagt oder getan? Usw. usw.

Erst dann, wenn du dir alle diese Fragen beantwortest, genau und ausführlich beantwortest, diese Fragen und noch viele andere, die nur du weißt und dir selber sagen kannst, erst dann weißt du, was das Wort „gestern" bedeutet.

Nein, ich habe mich geirrt, dann kennst du die Bedeutung von „gestern" noch lange nicht. Du weißt nur erst, was „gestern" für dich bedeutet, was es dir gebracht hat. Nun bedenk einmal, was der gestrige Tag und die Nacht deinen Verwandten alles gebracht haben! Und dann deinen Freunden, deinen Nachbarn und deinen Bekannten.

Und wenn du das alles wüßtest und mir sagen könntest, dann wärst du noch lange nicht fertig mit dem Worte gestern. Du wüßtest höchstens seine Bedeutung für ein kleines Häuflein Menschen.

Aber viele Tausende und Millionen leben in unserem Vaterlande, die alle ein Gestern erlebt haben, von denen du nichts ahnst und siehst und hörst und merkst. Und hinter Deutschland gibts andere Länder, wo auch noch Menschen leben, die sich ebenso wie du der Sonne und des Lebens freuen. Denk an die Russen und Japaner, an die Neger im heißen Afrika und an die Indianer im fernen Westen. Und wenn du mir nun auch auf ein Haar genau angeben könntest, was allen diesen Menschen geschehen ist, wie viele geboren und gestorben sind, was für Glück und was für Unglück jeden einzelnen getroffen, was er erfahren und erlebt hat, die Bedeutung des kleinen Wortes gestern hättest du damit noch lange nicht er-

schöpft. Und selbst wenn auch das Leben aller Blumen und Tiere offen vor dir läge, du kenntest dann doch erst das Gestern unserer kleinen Erde. Des Abends am Himmel aber erblickst du tausend und mehr Sterne, und jeder Stern ist eine Riesenweltkugel und jede ist viel größer als die ganze Erde. Sag mir, was auf all diesen Weltkugeln vor sich gegangen ist, dann weißt du vielleicht ein bißchen von der Bedeutung des Wortes „gestern". —

Nicht wahr, das kann niemand wissen. Das weiß nur Gott. Er, vor dem tausend Jahre wie ein Tag sind, er allein weiß, was an einem einzigen Tage alles in der Welt geschieht. Und wenn es Gott uns erzählen wollte, dann würde uns der eine, einzige Tag erscheinen wie tausend Jahre.





13. Von eiſernen Kleidern und anderen Sachen.

Da ſtehe ich vor dem merkwürdigſten Schaufenſter der Stadt. Lauter alte und uralte Sachen ſind darin ausgeſtellt. Auf einem verſchoſſenen Sammetkiſſen liegen Münzen aus Silber und Gold. Aber es ſind alles Münzen, für die man heute nichts mehr kaufen kann. Da hängt ein langes und gerades Schwert mit einem Griffe, der für zwei große Hände noch zu lang iſt. Und nun ſieh nur, was iſt das? — Da hängt ein Helm, ein Rock mit Ärmeln und eine Hoſe, woran zugleich die Stiefel ſitzen und alles das iſt aus Eiſen gemacht.

Ein eiſerner Anzug! Es iſt nur gut, daß ſolche eiſerne Kleidung heute nicht mehr modern iſt. Wie drollig würde es ausſehen, wenn die Kinder z. B. in eiſernen Kleidern und Anzügen zur Schule gingen, oder wenn gar Männer und Frauen in dieſer Tracht ſpazieren gingen!

Nun, die Zeit, in der ſolche eiſernen Rüſtungen getragen wurden, liegt weit, weit zurück. Aber es hat einmal eine Zeit gegeben, wo die Männer, beſonders die reichen und vornehmen zu Zeiten ſolche Panzer aus Eiſen trugen. Hier iſt noch einer von dieſen ausgeſtellt. Aus größeren und kleineren Eiſenplatten beſteht er, die alle miteinander durch Leder verbunden ſind. So war der ganze Körper eingehüllt. Sogar eiſerne Handſchuhe trug

man und eben solche Stiefel. Frei blieb nur das Gesicht. Doch auch das konnte verdeckt werden, denn an jedem Helme saß eine Klappe, das Visier genannt, die herabgelassen werden konnte. So verdeckte sie das ganze Gesicht und nur da, wo die Augen saßen, waren ein paar schmale Spalten in der Klappe, damit man hindurchsehen konnte.

Aber warum in aller Welt wurde denn solch merkwürdige Kleidung überhaupt getragen? Wie schwer mochte es sein, darin zu gehen und wie unbequem war sie wohl beim Sitzen oder Liegen. Ja freilich, über alle Maßen unbequem war die Rüstung. Und wer es nicht gewohnt war, sie zu tragen, der kam wohl leicht in Schweiß und stellte sich ungeschickt darin an und kam kaum aus der Stelle. Und trotz alledem war der Panzer Jahrhundertelang die vornehmste Mannestracht — im Kriege. Ein Straßen- und Hausanzug ist der Panzer niemals gewesen. Er war das Kleid des Ritters im Kriege, sein bester Schutz im Kampfe gegen die Pfeile und Spieße und Schwerthiebe des Feindes.

Hoch zu Roß rannten damals im Kriege die Ritter aufeinander zu und suchten sich mit ihren Spießen gegenseitig aus dem Sattel zu heben. Wie leicht aber glitt der Spieß von dem glatten Panzer des Gegners ab und ein neuer Anlauf mußte genommen werden. So galt es jedesmal mit der Spitze des Spießes eine Stelle zu treffen, wo dieser eindringen und den Feind verwunden konnte. Und das war nur möglich an den schmalen Ritzen zwischen zwei Platten des Panzers. Waren dann die Spieße zersplittert, so stiegen wohl die Kämpfer von ihren Pferden und hieben mit den Schwertern aufeinander los. Und da war und blieb wieder das Eisenkleid der denkbar

beste Schutz. Je dicker und fester der Panzer geschmiedet war, desto eher konnte der Ritter die Schwerthiebe seiner Feinde ertragen. Wohl gab es in solchem Kampfe manchen lauten Klang, doch die Schläge trafen nur das Eisen, und erst nach langem Gefechte, wenn einer der Gegner zu ermatten begann und sich nicht mehr so geschickt wehren konnte, brachte ihm der andere eine starke Wunde bei, indem er seine Schwertspitze zwischen zwei Eisenplatten am Panzer des Feindes hindurchbohrte, um diesen so zu töten.

So war derjenige Ritter im Kriege am besten geschützt, der nicht nur den festesten Panzer hatte, sondern der auch am längsten den Kampf aushielt und am geschicktesten sein großes Schwert und seinen langen Spieß zu gebrauchen wußte.

Aber solche Geschicklichkeit, mit Spieß und Schwert umzugehen, die konnte nur der haben, der sich oft im Kämpfen geübt hatte. Darum wurden auch in Friedenszeiten das Reiten im Panzer und das Fechten geübt. Und von Zeit zu Zeit wurden große Feste gefeiert, auf denen Preiskämpfe stattfanden, die zeigen sollten, wer von allen Rittern im Lande der geschickteste war.

Und wie sich die Leute heute gern ein Pferderennen, ein Wettschwimmen und Wettrudern ansehen, so ging man damals um die Wettkämpfe der gepanzerten Ritter anzusehen.

Dann eilten die Boten von Stadt zu Stadt und von Burg zu Burg und luden ein. Und Arm und Reich freute sich auf die Festtage. Da wurden neue Spießschäfte aus gutem Eschenholze geschnitten, Schwerter geschliffen, Panzer geputzt und genau nachgesehen. Die Ritterfrauen und -fräulein ließen sich neue Kleider machen,

Fahnen wurden genäht, neue bunte Pferdedecken gekauft, Federn gekräuselt und Wappen gemalt.

Und endlich ist der Tag da. Auf einem weiten Felde ist durch Planken, die mit bunten Tüchern verhangen sind, der Festplatz abgetrennt. In den Straßen der Stadt gehen geputzte Männer und Frauen. Vor den Türen hängen Kränze und Schilde mit den Wappen der Ritter, die in den Häusern logieren. Früh am Morgen sind schon alle Ritter in der Kirche gewesen und jeder hat um Sieg und Ruhm gebeten. Und dann gehts ins Quartier und die Rüstung wird angelegt. Und es beginnt der Kampf. Rings um den Kampfplatz ist eine breite Bahn für die Zuschauer. Kopf an Kopf gedrängt stehen sie da. Da schmettern Trompeten und zu zweien halten die Ritter auf ihren Rossen einen Umzug. Jeder trägt seinen Schild mit dem Wappen darauf. Und aus den Wappen erkennen die Zuschauer, welche Ritter das Fest mitmachen. Und dann geht der Kampf an. Zwei Abteilungen werden gebildet, die sich aufstellen. Sowie die Trompeten erklingen, bekommen die Pferde die Sporen und beide Scharen jagen gegeneinander. Da brechen die Lanzen, da stürzen Pferde, da fließt das Blut, da wirbelt der Staub, da wehen die Tücher und Federn an den Helmen. Ein wilder Eisenknäuel mitten auf dem Platze. Endlich löst sich alles auf. Die Ritter reiten zurück an ihre ersten Plätze. Nun werden Pferde hinausgeschleift, gestürzte Ritter davongetragen, Wunden verbunden und Lanzenstücke an die Seite getragen. Mutiger blicken die Sieger und neue Scharen treten an zum Kampfe. Ein Angriff folgt dem anderen, bis der Sieg entschieden ist. Die Abteilung, die am meisten Gefangene gemacht hat, und von der am meisten übrig geblieben sind, die hat

gewonnen. Und am Abend, wenn der Kampf zu Ende, kommt Spiel und Tanz an die Reihe. — — —

Nun sieh dir hier noch einmal die ausgestellte Rüstung im Schaufenster an. Sie ist ja lange nicht geputzt worden und sieht alt und unschön und verstaubt aus. Aber nun denke sie dir in frischer Vergoldung und blitzblank und am Helme zwei riesige Federn. Und dann denk dir einen großen starken Mann in dieser Rüstung auf dem Pferde sitzend und das Pferd vom Kopf bis zu dem Schwanze in lange, bis zu den Füßen herabhängende bunte Decken eingehüllt, dann erst kann man sich ein klein wenig ausdenken, wie schön ein solcher Ritteranzug ausgesehen hat.

Neben der Rüstung stehen die Waffen. Da sind drei verschiedene Schwerter, alle übermäßig lang. Kein Mensch würde heute noch solch lange Degen tragen. Daneben steht eine Hellebarde und eine Lanze. Aber was ist denn das für ein absonderliches Eisending gleich neben der Lanze? Eine Eisenhand mit einem Loche darin ragt aus der Wand heraus. Auch das ist ein Stück aus der längst vergangenen Ritterzeit: Ein Lichthalter ist es. Damals war es in den großen Rittersälen an den langen Winterabenden nicht so gemütlich wie heutzutage in unseren Zimmern. Damals gabs keine elektrischen Lichtschalter an den Wänden, so daß ein Kind im Handumdrehen in einem Augenblick mit zwei Fingern einen großen Saal im hellsten Licht erglänzen machte. Und Gas und Petroleum kannten die Ritter auch noch nicht. Damals hingen an den Wänden eiserne Stangen oder eiserne Hände, die durchbohrt waren, in die Bohrung steckte man des Abends ein Wachslicht oder ein brennendes langes Stück Kienholz. Das wurde im Feuer des Kamins angezündet und brennend in den Lichthalter gesteckt. Bei dem flackernden Scheine saßen

dann die Ritter mit ihren Knappen und Knechten zusammen. So kläglich sah es damals mit der Stubenbeleuchtung aus.

Das brennende Holzstück ist die erste Lampe der Menschen gewesen. Und jetzt haben wir in unseren großen Städten sogar auf den Straßen elektrische Bogenlampen, die Tageshelle ausgießen und die ein Kind anzünden und auslöschen kann. Aber viele Jahrhunderte mußten erst vergehen, ehe ein gesundes helles Licht für die Abendstunden erfunden war. Freilich gabs schon lange neben den Kienspänen Öllampen. Kleine aus Ton oder Eisen gefertigte Schalen waren es, in welche Öl gegossen und ein Docht gelegt wurde, dessen vorderes Ende man durch eine kurze Röhre zog. So sahen sie ähnlich aus wie die Grubenlampen der Bergleute. Und dann lernte man auch aus Wachs Kerzen formen und ebenso aus Talg und Stearin. So wurde es wohl heller als vorher zur Zeit der ersten Öllampen und der Fackeln in den Zimmern, aber die Kerzen mußten oft geputzt und der lange qualmende Docht beschnitten werden. An den Öllampen ist freilich auch noch viel verbessert worden und die teuersten und feinsten sahen ebenso elegant aus wie unsere schönsten Petroleumlampen. Doch diese brannten heller, und es war nicht soviel dabei nachzusehen, und so kamen die Öllampen mehr und mehr außer Gebrauch. Und dann lernte man aus den schwarzen Steinkohlen das Leuchtgas herausziehen und durch die Straßen wurden Gasröhren gelegt und in den Städten Gasanstalten gebaut und turmhohe schwarze Gasometer ragten in die Luft und des Abends wurden die Gaslaternen angezündet. Da war die Freude der Städter groß und sie glaubten am späten Abend wie im Sonnenschein zu gehen. Konnte man doch

beim Scheine der Gaslaternen sogar einen Brief lesen, wenn die Schrift nicht zu klein war. Und auch die Gasbeleuchtung wurde verbessert und der Glühstrumpf erfunden, und wieder wurde es heller in den Zimmern und auf den freien Plätzen. Aber das Gas ist giftig und brennende Gasflammen machen die Zimmerluft hart und trocken. Leicht springen die Zylinder und zerfallen die Strümpfe, leicht bleibt einmal ein Gashahn offen und das Gas strömt aus, und wenn man mit einem Lichte in die Stube tritt, steht plötzlich die ganze Luft in Flammen. Viele Unglücksfälle hat schon das Gas den Menschen gebracht.

Doch alle diese Unannehmlichkeiten hören auf, sowie die elektrische Leitung ins Haus gelegt ist und die Stuben elektrisch erleuchtet werden. Ein kurzes Knipsen und alle Zimmer im ganzen Hause, und wenn es auch der größte Palast ist, können tageshell erleuchtet sein. Kein Docht braucht geputzt, kein Strumpf erneuert zu werden, kein Petroleum wird nachgegossen, keine Lampe kann explodieren, die Luft bleibt rein, und wenn auch das elektrische Licht die ganze Nacht hindurch gebrannt hat. Das elektrische Licht ist das schönste, was wir bis jetzt haben. Doch vollkommen ist es noch lange nicht. Große Maschinen sind nötig, damit der Draht in den Lampen erglüht. Hin und wieder kommt doch noch einmal ein Brand vor durch die elektrische Anlage. Ist an der Maschine eine Kleinigkeit in Unordnung, dann versagt die Leitung. Doch man munkelt schon allerlei von einem neuen Lichte, das alle die Fehler des elektrischen Lichtes nicht mehr hat. Dann brauchts vielleicht nicht einmal mehr eines Fingerdruckes und — die Sonne scheint auch in der Nacht.

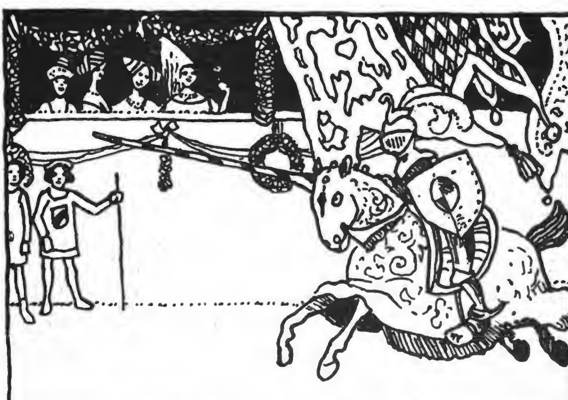
— — — — — — — — — — — — —

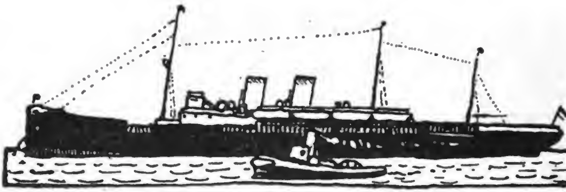
Nun, hab ich recht, ist nicht dies Schaufenster mit den alten Sachen das lehrreichste und merkwürdigste von allen? Wieviel könnte ich noch erzählen von den alten Tassen und Vasen und Kumpen, die auch ausgestellt sind, von der Uhr, die nur drei hölzerne Räder hat und doch geht und die Zeit richtig anzeigt, von dem verschossenen Teppich dort in der Ecke und den Stickereien, die darüber hängen. —

Lauter Reste aus alten Zeiten! —

Und die Leute gehen daran vorbei, sehen sich flüchtig die Sachen an und denken sich nichts dabei. Und nur einige wenige betrachten sie genau oder treten wohl gar in den Laden, um sich das eine oder andere Stück zu kaufen.

Aber in unsere Zimmer passen solche alte Sachen nicht mehr hinein; denn man sieht es doch sofort jedem Stücke an, daß es aus einer anderen Zeit stammt.





14. Wie eine neue Welt entdeckt wurde.

Heute bin ich am Hafen gewesen, wo die großen Dampfer liegen, die über das Meer fahren. Einer der schwarzen Riesen war gerade angekommen. Ein kleiner Schleppdampfer brachte ihn in den Hafen und fuhr mit dem Ungetüm an der Kaimauer entlang, bis zu dem Schuppen, wo ausgeladen werden sollte.

Da lag er nun. Und die Matrosen und Hafenarbeiter ketteten ihn mit dicken Drahttauen fest. Aber kaum war auch das letzte Seil festgebunden, da begann einer der großen Hafenkrähne sich zu drehen und die Schiffsluken wurden geöffnet, ein Steg wurde von dem Schiffe aus auf die Ufermauer gelegt und die Passagiere gingen an Land. Aus den geöffneten Luken aber und aus der dunklen Tiefe des Laderaumes holten die eisernen Krallen des Ladekrahnes einen dicken, schweren Ballen Baumwolle hervor. Bis hoch in die Luft wurde er gehoben, dann drehte sich der Krahn mit ihm dem Schuppen zu, eine Kette rasselte, ein Arbeiter mit einem kleinen Rollwagen kam heran, der Krahn ließ den Baumwollballen gerade auf den Rollwagen nieder, die eisernen Krallen lösten sich und — der Packen wurde fortgezogen und irgendwo im Schuppen gelagert. So wanderte ein Ballen nach dem andern aus dem Schiffsleibe in den Baumwollschuppen hinein. Während

vorn nun Baumwolle ausgeladen wird, arbeitet über dem Hinterdeck ein zweiter Krahn, der zieht mannesdicke rotbraune Holzbalken aus dem Schiffe. Mahagoniholz ist es, woraus die schönen Schränke und Vertikows und Stühle und Tische gemacht werden. Auch die Balken verschwanden in dem Schuppen. —

So geht das fort, Tag und Nacht, bis der Dampfer völlig leer ist und nur der Staub und die Ratten zurückgeblieben sind. Und dann beginnt das Volladen. In die Kohlenbunker werden Kohlen geschüttet, die in Eisenbahnwagen bis dicht an das Schiff gebracht werden. Und in den Laderaum wandern deutsche Waren, die in Amerika verkauft werden sollen. Und neue Passagiere kommen aufs Schiff, die auf ihm hinüberreisen wollen nach Amerika. Und ist es wieder in Amerika angekommen, dann beginnt wieder das Ausladen und hernach das Vollladen mit amerikanischen Sachen und es kommt wieder einmal in unseren Hafen. So reist dieser Dampfer Sommer und Winter zwischen Deutschland und Amerika. Und so wie er fahren auch andere denselben Weg und bringen von dort und tragen dann wieder deutsche Sachen hinüber. Und was bekommen wir alles von Amerika! Tierfelle und Holz, in verschiedenen Sorten, Baumwolle und Riesenfässer voll Tabak, Fleischextrakt und Büchsenfleisch, Speck und Schmalz, Kaffee und Zucker, Mais, Kartoffeln, Bananen, Kakao, Piment, Vanille, Kautschuk, Petroleum, Leder, Obst, Wolle und Silber und Gold!

Das alles liefert uns Amerika. Es ist ein reiches Land. Und wenn erst mehr Menschen dort wohnen und seine weiten Länder besser bebaut sind, dann wird es uns noch viel mehr und billiger liefern können als jetzt.

Aber schon heute gebrauchen wir täglich Sachen, die

von drüben gekommen sind.

Doch wenn man an all die vielen Dinge denkt, die über das Meer aus Amerika zu uns gebracht werden, dann glaubt man es kaum, daß es einmal eine Zeit gegeben hat, wo man von Amerika nichts, aber auch gar nichts wußte.

Vor fünfhundert Jahren lebte ein Mann, der hieß Christoph Kolumbus. Er war ein Seemann und hatte schon oft weite Reisen auf dem Meere gemacht. Aber über das große Weltmeer war er noch nicht gefahren, das hatte überhaupt noch kein Mensch versucht. Die Schiffe fuhren damals immer so, daß sie in der Nähe des Landes blieben. Er hatte oft darüber nachgedacht, wo man wohl hinkäme, wenn man geradewegs immer weiter aufs Meer hinausfahre. O, sagten die gelehrten Leute zu ihm, das wollen wir dir wohl sagen: Wenn man immer geradeaus übers Meer fährt, dann fährt man in den Tod; denn hinter dem Meere gehts in die Tiefe; weißt du, die ganze Erde ist eine große Kugel und dahinten gehts die Kugel hinab. — Ja, seid ihr denn schon dagewesen? fragte Kolumbus die klugen Leute. — Nein, sagten sie da, ausprobiert haben wir es noch nicht, aber — wir können es uns denken, daß es so ist.

Das ließ Kolumbus nicht gelten und dachte bei sich: Probieren geht über studieren. Ei, meinte er, wenn die Erde eine große Kugel ist, und ich reise immer geradeaus, dann muß ich doch von der anderen Seite wieder nach Hause zurückkommen, denn eine Kugel ist doch rund. Und — herunterfallen von der Kugel, das geht doch gar nicht! Dann müßte ja das ganze Wasser auch längst in die Tiefe dahinten hineingestürzt sein. Ich wills ausprobieren!

Aber seine Freunde und die reichen Kaufleute, denen er von seinem Plane erzählte, lachten ihn aus und wollten nichts davon wissen. Kolumbus ließ sich jedoch nicht irre machen. Er hatte einmal auf einer Reise gesehen, wie die Wellen des Meeres einen Baumstamm an das Land gespült hatten, wie ihn noch kein Mensch gesehen. Einen Baum mit solchen merkwürdigen Blättern gabs sonst nirgendwo. Der mußte auch aus einem Lande gekommen sein, das noch niemand kannte. Und weil er über das Meer daher geschwommen war, mußte er an einem Orte gewachsen sein, der hinter dem großen Wasser lag. Ja, auch ein Schiff, das ganz aus einem hohlen Baume gemacht war, hatte das Meer einmal angespült und dann wieder einmal Schilf, das war so dick und so lang, wie es sonst in keinem Lande wuchs.

Kolumbus ging zum Könige und erzählte ihm alles. Aber der König hörte nicht recht zu. Er hatte auch sonst so viel zu tun. Der konnte ihm keine Schiffe geben. Da ging er zu dem Könige, der im Nachbarland wohnte. Der hatte gerade in einem großen Kriege gewonnen, die Königin schenkte Kolumbus aus Freude darüber einen Beutel mit Gold.

Nun war keiner glücklicher als Kolumbus. Er kaufte sich drei Schiffe. Es waren wirklich nicht die besten, aber sie waren billig. Er nahm für jedes Schiff 40 Matrosen an und kaufte eine ganze Menge Schiffszwieback und Gemüse und Schweine und Schafe und Kühe, die unterwegs geschlachtet werden sollten, und dann fuhr er ab.

Es war an einem Tage im August und der Wind wehte gerade vom Lande nach der See hin. So trieb er die Schiffe flink hinaus auf das Meer. Die Leute aber,

die der Abfahrt zusahen, schüttelten die Köpfe und dachten: Na, die kehren ganz gewiß nicht wieder zurück! Die sind verloren! —

Eine gefährliche Sache war es ja auch. Immer weiter hieß es vom Lande wegfahren und nichts anderes sehen als Himmel und Wasser.

Neun lange Wochen fuhren sie so. Die Matrosen auf den Schiffen fingen schon an, unruhig zu werden und sprachen davon, sie hätten keine Lust mehr und wollten zurück nach der Heimat.

Doch Kolumbus, der auf alles achtete, hatte gemerkt, daß sie nicht mehr weit von einem Lande entfernt sein konnten. Er zeigte ihnen Vögel, die alle nach derselben Richtung hinflogen und sagte: Dort, wo die Vögel hinfliegen, wollen wir auch hinsteuern. Ein paar Tage später roch es ganz deutlich auf den Schiffen nach Blumen. Woher kam der Blumenduft? Den trägt der Wind vom Lande zu uns! sagte Kolumbus, denn auf dem Wasser gibt es keine Blumen. Der Wind aber kam ihnen gerade entgegen. Seht ihr wohl, sagte Kolumbus da zu seinen Matrosen, wir fahren just aufs Land zu. Wieder ein paar Tage später fischte ein Matrose einen großen grünen Zweig aus dem Wasser und noch einen Tag später rief der Schiffsjunge, der oben im Mastkorb saß und Ausschau halten mußte: Land! Land! Da liefen alle vorn nach den Schiffsspitzen und sahen vor sich auf dem Meere einen schmalen grünen Streifen. Ja, das mußte Land sein! Es war wohl noch weit weg, aber es war doch Land. Neun Wochen hatten sie nichts als Himmel und Meer gesehen, und wenn ein Sturm gekommen wäre, wären sie vielleicht alle im Meere ertrunken und kein Mensch daheim hätte wieder etwas von

ihnen gehört. Jetzt aber waren sie gerettet. Land! Land! Einer schrie und jauchzte es dem andern zu. Freudentränen liefen ihnen über die Backen und sie fielen einander vor lauter Glück in die Arme.

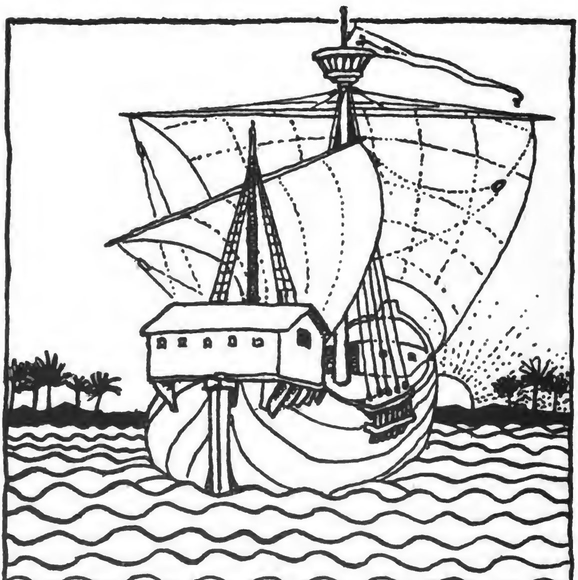
Als sie angekommen waren, trugen die Schiffsleute Kolumbus auf ihren Schultern ans Land. Dort knieten alle nieder und sangen:

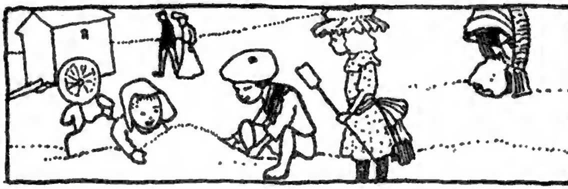
Großer Gott, wir loben dich,
Herr, wir preisen deine Stärke!
Vor dir neigt die Erde sich
Und bewundert deine Werke.
Wie du warst vor aller Zeit,
So bleibst du in Ewigkeit.

Als sie aufblickten, standen braune nackte Menschen vor ihnen, die mit großen Augen die Fremden ansahen, die aus dem Meere herausgekommen waren. Die braunen Leute beschenkte Kolumbus mit Glasperlen und bunten Tüchern, die er mitgenommen hatte und dafür schenkten sie ihm goldene Armbänder und Ohr- und Nasenringe. Verwundert fragte Kolumbus, woher sie das Gold hätten. Da zeigten sie nach der Seite aufs Meer hinaus. Kolumbus fuhr nach ein paar Tagen nach dieser Richtung weiter und fand ein anderes Land. Lauter Inseln waren es, die im Meere lagen und dicht hinter den Inseln lag Amerika selbst. Als Kolumbus endlich nach seinem Vaterlande zurückkam und die Goldsachen zeigte, die er mitgebracht hatte, da nahm freilich das Fragen und Verwundern kein Ende. Und was er getan, taten andere nun auch. Fast jeden Tag fuhren seit der Zeit Schiffe nach Amerika, um für Glasperlen und Flitterkram und bunte Tücher Gold zu holen.

So fing der Handel mit Amerika an. Und nun sieh hier im Hafen die lange Reihe der Dampfer, die alle über den Ozean gereist sind und das beste, was beide Länder haben, herüber und hinüber bringen.

Und was müßten wir alles entbehren, wenn wir nichts von Amerika wüßten! — —





15. Im Seebade.

Ferienzeit und verreisen! Gibt es etwas Schöneres auf der Welt?

Der erste Ferientag ist da! Nun heißt es Koffer packen und Wäsche zusammenlegen und den Wagen bestellen und alles zurechtmachen für die Abreise. Die Eisenbahnzüge sind überfüllt und nach allen Winden fahren Väter und Mütter und Kinder hinaus in die weite Gotteswelt. Sie wollen auf Berge steigen und durch Wälder wandern, Städte besehen, Verwandte besuchen, sich ausruhen und erholen von all den Strapazen zu Hause.

Und morgen früh um 7 Uhr fährt ein Dampfer vom Freihafen nach den Nordseebädern. Und auch auf ihm fahren viele hinaus, den Strom hinab aufs Meer, wo die grünen Wogen rollen und das ganze Schiff auf und nieder tanzt, so daß alle, die es nicht gewohnt sind, seekrank werden. Doch die Reise ist nur kurz und die Ferien sind lang. Fünf lange Wochen haben sie nach kurzer beschwerlicher Reise vor sich. Fünf Wochen am Strande!

Da mietet die Mutter einen Strandkorb und vom Morgen bis zum Abend spielen die Kinder am Wasser im Sande. Millionen Muscheln liegen herum. Seesterne und Seeigel schwemmt das Meer an. Wunderhübsche grüne Algen und Tange liegen am Strande, Krebse krabbeln

dahin, Fische bleiben in Tümpeln zurück und Bernstein steckt im Sande. Alle diese tausend wundersamen Sachen, Seegetier und Muschelwerk, aber gehören niemanden, es darf von allem nach Belieben gesammelt werden. Und die Kinder suchen sich die bunten Muscheln und spielen damit und laufen barfuß am Wasserrande hin und jauchzen und freuen sich über alle Maßen. Schneeweiße Seemöven fliegen in Scharen über den Strand und hinaus aufs Meer und tauchen ins Wasser und fliegen weiter. Die Wogen rollen heran und überschlagen sich und donnern und zerspritzen zu Gischt und eilen hinauf auf den weißen Sand und baden die vielen nackten Kinderfüße. Draußen auf dem Meere aber schwimmen die großen Dampfer, die nach Amerika fahren oder nach Asien. Da kreuzen die Segelschiffe, da heult die Boje und da ragt der Leuchtturm. Doch das schönste ist der Sand, der reine, weiße Sand, aus welchem der ganze Strand besteht. Man kann sich mit einem weißen Anzuge darin eingraben lassen und hinterher ist auch nicht der kleinste Schmutzfleck am Zeuge. Und die Kinder spielen darin und haben Schaufeln und Eimer. Die Kleinen backen Puddinge und Kuchen und spielen Krämerladen oder Bäcker. Die großen aber bauen sich Burgen im Sande. Burgen mit Wällen und Zugbrücken und Gräben drum herum.

Aber nach ein paar Stunden, wenn der aufgeschüttete Sand erst trocken geworden, dann zerweht die ganze Herrlichkeit und nichts bleibt übrig von den großen Burgen und Schlössern.

So geht am Strande ein Tag nach dem andern hin, die Backen werden in der frischen Luft brauner und brauner, der Appetit kommt und mit ihm die Gesundheit und das Wohlbehagen.

Doch das allerschönste im Seebadeorte ist das Bad selbst. Ganz flach und sanft senkt sich der Strand in das Wasser. Und wenn die Badezeit ist, dann rollen die Wellen stärker heran und die Badenden gehen ihnen rückwärts entgegen und lassen die salzigen Wellen über den Rücken und Kopf fließen. Und nach jeder Welle ist die Freude größer, der Mut stärker und das Herz fröhlicher.

Welle auf Welle zerrinnt am Strande. Eine Stunde nach der anderen, einen Tag nach dem anderen, jahraus, jahrein. Niemals hört das Brausen ganz auf. Und wenn die Sommerzeit längst vorbei ist, alle Badegäste weit, weit wieder in ihre Heimat gereist sind und die Kinder kaum noch die Muscheln ansehen, die sie in den Ferien gesucht und mit nach Hause gebracht haben, dann rollen wie immer ohne Unterlaß die Wogen auf den Strand. Unsere Großväter und Urgroßväter haben sie schon rollen hören, und wenn die Kinder, die jetzt leben, dermaleinst steinalt und krumm geworden sind, werden die Wogen mit demselben Donnergetöse auf dem Sande zerschellen wie heute und alle Zeit.

Unaufhörlich braust das Meer, und wenn man so den heraneilenden Wellen zusieht, ist es gerade, als wollten sie voll Gier das ganze Land verschlingen. Und wenn der Sturm sie peitscht, daß sie haushoch sich aufrichten und ihre weißen Zähne zeigen, dann drängen sie näher und näher heran an die Dünen und spülen und spülen und lecken und lecken am Sande, als wollten sie die ganze Insel in sich begraben. Da ist der ganze Strand überschwemmt und voller Schrecken blicken die Menschen von den höchsten Dünen hinaus auf das wilde Meer. Ach, wer nicht an der See wohnt und noch nicht das Meer im Sturme gesehen hat, der weiß ja gar nichts von der

furchtbaren Macht, die die Wogen haben. Als vor fünfzig Jahren das Weihnachtsfest heranrückte und sich alle Welt auf das schöne Fest freute, da kam ein böses Wetter über die See daher. Der Nordwind peitschte die Wellen und trieb sie gegen das Land, daß die Flut bis an die Dünen vordrang. Der heilige Abend kam und noch immer fiel das Wasser nicht. Am Westende der Insel lag das Dorf hinter Dünen versteckt. Nur die großen Weiden und der Kirchhof lagen weiter ab. An jenem Weihnachtsabend wurde in keinem Hause des Dorfes der Baum angezündet. Aber in allen Häusern saßen die Männer und Frauen und horchten auf das Toben des Sturmes und auf das Donnern der Wogen. Je dunkler es draußen wurde, desto entsetzlicher wurde das Wetter. Die Wogen spritzten über die Dünen hinüber und das Wasser schwamm zwischen den Häusern dahin. Große Stücke von den Dünen waren abgerissen und weggeschwemmt. Wenn das Wasser nicht bald fiel, dann mußte es die ganze Dünenkette wegspülen und dann würde die Flut in die Häuser eindringen und alle mußten ertrinken. Aber das Wasser fiel nicht, wilder und wilder prallten die Wogen gegen den Sand.

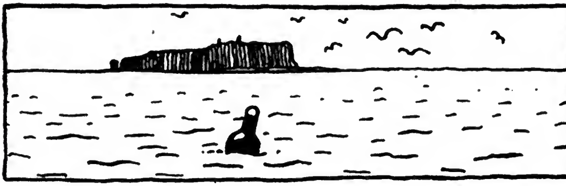
Da machten sich die Menschen in ihrer Angst auf und wanderten mit ihren Wertsachen durch die eisige Winternacht im Sturmesbrausen aus ihren Häusern fort, nach dem anderen Ende der Insel, wo die Dünen höher waren und der Strand fester. Kein Dach hatten sie in der Nacht über ihren Köpfen. Die Männer schleppten Betten und Mäntel mit, soviel sie tragen konnten, damit wenigstens die Kinder nicht erfroren und warm zugedeckt werden konnten. Das war eine Nacht voll Angst und Schrecken. Ohne Unterlaß tobte der Sturm, brüllte die See und dauerte die Kälte. Endlich wurde es Morgen. Da wan-

derten die Männer zurück zum Dorfe, um nachzusehen, wie es zu Hause aussah und ob das Wasser ein wenig gefallen war. Sie kamen hinter den Dünen nur mühsam vorwärts. Plötzlich, als sie in der Nähe des Dorfes zu sein meinten, sahen sie vor sich das Meer und kein Land. Kein Haus, keine Düne, kein Baum war mehr zu sehen. Weggeschwemmt war alles, was sie besessen. Hier und da waren Balken und alte Möbeln angetrieben. In einer Nacht hatte das wilde Meer ihnen alles genommen und nichts war übrig geblieben, als nur der Kirchturm, der ragte einsam in der Ferne aus dem Wogengebrande empor. Ihre Häuser waren dahin und ihre Sachen ebenfalls. Hühner und Schafe, Ziegen und Schweine waren ertrunken. Sogar der Kirchhof war in den Fluten begraben. Auch ihre Toten hatte die See ihnen genommen. Und nichts war manchem geblieben als das nackte Leben. —

Aber noch schrecklichere Fluten sind schon gewesen. Vor etwa 600 Jahren wurden ebenfalls an einem Weihnachtsabend 33 Dörfer im Meere begraben und noch heute flutet das Wasser da, wo damals die Ortschaften waren und vor ungefähr 300 Jahren sollen in einer einzigen Flut 100000 Menschen umgekommen sein.

So ist das Meer!
Tausenden gibt es Brot,
Tausenden bringt es den Tod.





16. Die Flaschenpost.

Eines Abends, als alle um den Tisch herum saßen und Willy in seinem neuen Geschichtenbuche las, welches er zu Weihnachten bekommen hatte, da setzte der Vater die Brille auf, um noch die Zeitung zu lesen. Was gibts denn Neues? fragte die Mutter. Ich habe heute, weil Waschtag war, doch noch nicht einen Blick hineinwerfen können! — In der Langenstraße hats gebrannt, sagte der Vater. Doch es ist nicht schlimm geworden. Die Gardinen und Rouleaux sind aufgebrannt, sonst nichts. — In der Kastanienstraße ist eingebrochen worden. Der Dieb hat einen Winterüberzieher und neun Mark gestohlen. — Ein Fahrrad ist verschwunden! — Hund zugelaufen! — Konzert im Parkhaus! — Flaschenpost! — — — — — — — Hör mal, Mutter! das wird dich interessieren! Hier steht: Am 13. dieses Monats fand ein Helgoländer Fischer beim Fange in der Nordsee eine festverkorkte Flasche im Meere treibend. Er öffnete sie und zog aus der Flasche einen Brief an die Reederei von Mertens und Müller in Bremen hervor, der lautete: 26. Juni 1904. Hochgeehrte Herren! Ein furchtbares Unglück hat uns betroffen. In voriger Nacht ist im Laderaum auf mir ganz unerklärliche Weise Feuer ausgebrochen. Als es heute morgen gegen 7 Uhr bemerkt wurde, stand schon

der ganze Hinterteil des Schiffes in Flammen. Eine unserer Pumpen versagte, wir können nicht genug Wasser schaffen. Ich fürchte, das Schiff ist verloren. Wir treiben bei starkem Westwinde der englischen Küste zu. Gott wolle das Schlimmste verhüten. H. Behringer, Kapitän der Olga Rasmussen. —

Der Vater sah über die Brille hinweg die Mutter an und sagte: Weißt du, die Olga Rasmussen, das ist das Schiff, worauf Zimmermanns Otto von gegenüber ein Jahr als Leichtmatrose fuhr. Wie werden sich die alten Zimmermanns freuen, daß ihr Otto nicht mehr auf dem Schiffe war, als das Unglück geschah. Ich habs mir immer schon gedacht, daß es verbrannt sei, denn seit einem Jahre hat kein Mensch wieder etwas von dem Schiff gehört.

Die Kinder sahen mit ernsten Augen zum Vater hinüber. — Das ganze Schiff verloren, mit Mann und Maus, aufgebrannt und dann gesunken. — Und die Menschen? fragte Willy. Ja, mein Junge, sagte da der Vater, gelandet sind sie sicher nicht, denn sonst hätten sie wohl von irgendwoher ein Lebenszeichen gegeben. Sie sind sicher zu weit von der Küste entfernt gewesen und haben nicht hinkommen können und sind unterwegs verhungert oder verdurstet oder vom Sturme überrascht.

Ach, es wird jetzt so viel für Schiffbrüchige getan, aber es ist immer noch nicht genug und alle Tage liest man in unserer Zeitung von neuen Unglücksfällen. Kein Sturm rast über das Meer, dem nicht Schiffe zum Opfer fallen trotz aller Rettungsstationen. Und in jeder Rettungsstation liegen 2 oder 3 Rettungsböte und die sind mit allem ausgerüstet. Da gibts Raketenapparate, um vom Rettungsboot aus eine Rakete, woran eine lange

Schnur hängt, über das Schiff schießen zu können und die Schnur ist an einem dicken Taue befestigt. Wenn sie über das Schiff gefallen ist, ziehen die Schiffbrüchigen sie an und ziehen so vom Rettungsboot ein starkes Tau zu sich herüber. Das schlingen und knoten sie fest und lassen sich an dem Tau vom Schiff hinüber in das Boot.

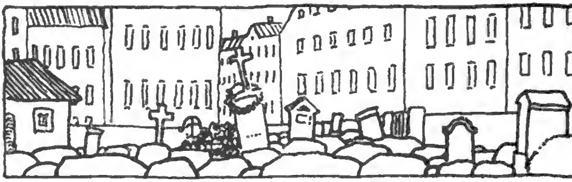
Doch es ist immer noch nicht genug! Und das schlimmste ist, daß die Hilfe fast stets zu spät kommt, weil niemand genau weiß, wo ein Schiff in Gefahr ist. Freilich etwas besser ist es ja schon geworden als früher. Wenn vor hundert Jahren ein Schiff in Not und nicht mehr zu retten war, dann war die zugekorkte Flasche, die mit einem Briefe ins Meer geworfen wurde und von der man hoffte, daß sie irgendwo antreiben und aufgefunden werden würde, das einzige Mittel, um eine letzte Nachricht in die Heimat zu senden. Wie viele Flaschen mögen schon mit solchen letzten Nachrichten dahin getrieben sein und kein Menschenauge hat sie wieder zu sehen bekommen und die Briefe gelesen, die sie enthielten.

Etwas besser ist es ja in unserer Zeit geworden, weil heute mehr Schiffe dieselbe Straße fahren als früher und weil überall an den Küsten Leuchttürme stehen, von denen die vorbeifahrenden Schiffe mit scharfem Fernrohre gesehen und notiert werden. Und wenn irgendwo ein Schiff gesehen ist, dann steht es am anderen Tage in allen Zeitungen. Wenn dann plötzlich ein Unglück ausbricht und die Nachrichten über ein Schiff ausbleiben, dann kann man doch wenigstens ungefähr raten, in welcher Gegend das Unglück geschehen ist. Doch wer weiß, wie bald es anders werden wird. Jetzt ist es schon möglich zu telegraphieren, ohne daß erst lange Leitungsdrähte gelegt werden. Aber das ist eine ganz neue Erfindung, die noch nicht

ordentlich ausprobiert ist. Wenn es erst möglich ist, zu jeder Zeit von jedem Schiffe aus nach dem nächsten Hafen oder nach einem anderen Schiffe hin zu sprechen und sich Hilfe zu erbitten, dann wird manches Menschenleben erhalten bleiben und überhaupt viel Seeunglück verhütet werden.

O, das will ich erfinden, wenn ich erst groß bin! rief Willy mit rotem Gesichte und leuchtenden Augen. Da legte ihm der Vater seine Hand auf den Kopf und sagte: Das ist recht, mein Junge! — Doch wenn es bis dahin schon ein anderer erfunden hat, — es bleibt noch genug übrig zum Verbessern und Unglück verhüten. — Alles kann noch vervollkommnet werden!





17. Tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache.

Weit draußen bin ich heute gewesen mit meinem Rade, weit draußen im Moor. Und wirklich, das war auch ein Tag wie extra für eine Radtour gemacht. Und so schön wars, daß ich laut gesungen habe: „O du klar blauer Himmel und wie schön bist du heut! Möcht ans Herz gleich dich drücken vor lauter Freud!“ — Und nicht nur ich allein habe gesungen. Alle Vögel haben mitgejubelt. Frühling! Frühling! klangs an allen Orten, wohin ich kam. Frühling! Frühling! haben die Sänger des Waldes gerufen, Frühling! Frühling! leuchteten Wiesenschaumkraut und Butterblume, Frühling! Frühling! lachten die tausend Gesichter der Menschen, an denen ich vorbeifuhr, Frühling! Frühling! jauchzte die ganze Welt.

So kam ich in einem großen Bogen zurück zur Stadt. Vor mir lag das ganze Häusermeer. Auch das erzählte vom Frühlinge an allen Orten. Ein ganz neues Viertel streckte sich wie aus der Knospe gebrochen mir entgegen.

So wächst die Stadt, wächst unaufhaltsam nach allen Seiten hin. Vor zwanzig Jahren sah sie anders aus. Und wenn ganz alte Leute erzählen von der Zeit vor fünfzig Jahren, dann kommt man aus dem Verwundern gar nicht mehr heraus. Wie klein ist die Stadt gewesen! Wie einfach das Leben der Leute! Und unsere Stadt ist viel älter!

Manche hundert Jahre sind dahin gezogen seit der Zeit, da hier die ersten Häuser gebaut wurden. So weit liegt sie hinter uns, daß nur noch eine uralte Sage von jenen Tagen erzählt.

Und seit jener Zeit, als die ersten kleinen Fischerhütten mit ihrem Fachwerk und den Lehmwänden und den Schilfdächern hier gebaut wurden, ist die Zeit dahingegangen und immer neue Menschen haben auf diesem Stadtgrunde gelebt. Die Alten, die Großväter und Großmütter sind ins Grab gesunken und auch manches junge Leben mag vor der Zeit mitgegangen sein, aber doch ist die Zahl der Kinder, die heranwuchsen, größer gewesen, als die Zahl derer die dahinstarben. Wer kennt noch die Namen der vielen, die hier gelebt und sich gefreut und gehärmt haben? Nichts ist auf Erden mehr von ihnen übrig geblieben. „Du sollst wieder zur Erde werden." — Nur ganz wenige, die sich besonders hervorgetan haben, sind nicht vergessen worden. Ihre Namen findet man noch in alten Büchern, ihre Gräber sind vielleicht noch vorhanden unter dem Steinboden in den Kirchen. Die Unzahl derer aber, die recht und schlecht in unserer Stadt dahingelebt, sind für uns vergessen.

Und doch gibts noch Spuren von ihnen. Ich habs selbst einmal mit angesehen. Wie dicht am Dom ein neues Haus gebaut werden sollte, da hat man tief den Grund ausgegraben und aus der Erde heraus hoben die Spaten der Arbeiter viele Dutzend Menschenschädel und Menschengebein.

In alter Zeit war rings um die Domkirche herum ein Kirchhof und wo jetzt vier- und fünfstöckige Häuser stehen, wurden vor Jahrhunderten die Toten begraben. Sieh, da haben sie gelegen in der Erde die lange Zeit und sind zu Staub zerfallen und nur ein paar winzige Knöchlein sind

übrig geblieben von ihnen. Ihren Namen kennt niemand mehr, ihren Stand, ihr Geschäft, ihre Freuden und Sorgen weiß nur Gott. Und doch werden wir noch dann und wann einmal ein wenig erinnert an die vielen Unbekannten, die haben vor uns hier gelebt und sich gesorgt um die Stadt und das Wohlergehen und haben Gesetze gemacht, die uns zugute kommen und haben Häuser gebaut, die wir noch heute benutzen und anstaunen und haben Ämter geschaffen und Geld gestiftet und viel Gutes getan, wovon noch heute der Segen zu spüren ist. — Ach nein, sie sind doch nicht tot und für immer vergessen! Wir leben alle von dem Erbe vergangener Zeiten. Das dürfen wir nicht vergessen.

Seit jener Zeit, da hier ein kleines Fischerdorf stand, ist mancher Tag vorübergegangen. Mancher erzählt uns von Krieg und schlimmer Zeit, von Seuche und Aufruhr und Hunger und Not und mancher von großer Freude und vielem Glücke, von kostbaren Sachen aus fernen Ländern, von mächtigen Segelschiffen und von vielem Fleiße.

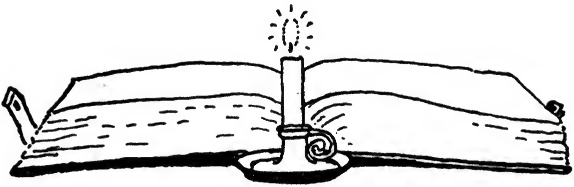
Ja so! — Nun bin ich auf meinem Rade bis mitten in die Stadt gekommen. Auf dem Marktplatze springe ich ab und schaue dem alten Roland in sein graues Gesicht. Ja, wenn du erzählen könntest!

Aus dem Fischerdorfe von einst ist heute eine Großstadt geworden, die immer weiter ihr Straßennetz ausspinnt und immer mehr Menschen beherbergt. Und wenn wir nach hundert Jahren wiederkämen —?

Wie mags dann hier aussehen? —

Doch was sind hundert Jahre? — —

„Tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache“ sagt die Bibel und ich sage: Amen!



18. Das alte Buch.

Hast du schon einmal ein ganz altes Buch gesehen, ein Buch, das mehr als hundert Jahre alt ist? — Ich hab eins zu Hause auf meinem Bücherbrette liegen. Es ist das älteste meiner Bücher und ich habe es schon als Kind gekannt. Aber damals gehörte es meinem Großvater und der hat es mir geschenkt, ehe er starb. Nun ist er schon lange Jahre tot, doch das Buch, sein Buch, bewahre ich sorgfältig zum Andenken an ihn auf und viele Seiten kenne ich fast ganz auswendig, und ich lese noch oft darin. Aber jedesmal, wenn ich darin blättere, sehe ich wieder das gute, alte und kluge Gesicht meines Großvaters und sehe ihn wieder da sitzen mit der großen Hornbrille auf der Nase, mit seiner dunkelbraun angeräucherten Meerschaumpfeife und die Augen blicken bald in das Buch und lesen die krausen Buchstaben, bald blicken sie sinnend darüber hinweg. — — —

Dies Buch aber, von dem ich dir jetzt erzählen will, ist gar nicht gedruckt, sondern geschrieben. Ein fleißiger Mann hat es vor vielen, vielen Jahren geschrieben, Seite für Seite. Damals, als er lebte (wie er geheißen hat, steht nirgends verzeichnet), schrieb man mit Gänsefedern. Stahlfedern kannte man noch nicht. Es ist in Schweinsleder gebunden. Der Umschlag ist ganz weiß und auch beschrieben;

aber diese Schrift ist noch viel, viel älter. Wörter aus einer ganz anderen Sprache (es ist lateinisch) stehen darauf, die kaum noch zu lesen sind.

Wenn man aber die erste Seite aufschlägt und hat ein bißchen herumbuchstabiert an der merkwürdigen und verschnörkelten Schrift, dann liest man:

Kurtzer auszug allerhandt Merkwürdiger Geschichten, so sich in der Stadt Bremen, und deren benachbahrten Ohrten begeben und zugetragen haben, auß der Bremer Chronica genommen.

Von Anno Christi
1096
Bis
1690
Bei die 600 Jahr.

Diese und alle folgenden Seiten sind mit blasser, brauner Tinte geschrieben und so schwungvoll ist die Schrift recht wie es für ein Notizbuch paßt. Und ein solches will es auch sein. Eine kleine Notiz reiht sich an die andere. Mitunter ists nur ein Satz, dann kommt schon wieder etwas Neues. Aber wieviel erzählt meist solch ein kurzer Satz des Buches. Stundenlang kann man sitzen und über eine einzige kleine Reihe nachdenken. Da lese ich:

Anno 1526 wurde zu Bremen in jeder Kirche ein Diacon gewählt, weil die Armen vor den Kirchtüren und auf den Gassen nicht mehr betteln, sondern aus einer Armenkasse von dem Diacon Unterstützung haben sollten. — Also vorher hatten die Armen der Stadt niemand, der für sie sorgte. Jeder sorgte für sich selbst und bettelte, wo nur Gelegenheit war. An den Sonntagen, wenn in der Kirche der Schlußgesang ertönte, dann standen sie vor den Türen

alle die krüppeligen und kranken und siechen und hungernden Menschen und hielten die Hand hin und baten mit den Augen und dem Munde die reichen Kirchenbesucher um Brot und Kleidung und Pfennige. Und weil es so viele waren, die da baten, mußte schon einer den anderen wegdrängen und recht laut bitten. Alte Mütterchen, deren Hände zu steif waren zum Arbeiten, Krüppel, die auf Krücken daher hinkten, Männer und Frauen, die ekelhafte Geschwüre am Körper hatten und zerlumpte Kinder, um die sich niemand kümmerte, sie alle wollten Gaben. Und die Menschen, die in der Kirche gewesen waren, die hatten von Jesu predigen hören und hatten seine Lehre vernommen und gehört, daß er zu seinen Jüngern gesagt hatte: Habt acht auf eure Almosen, daß ihr die nicht gebet vor den Leuten, daß ihr von ihnen gesehen werdet. Wenn du aber Almosen gibst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut.

Da mochten sie eingesehen haben, daß das Betteln an den Kirchentüren nicht christlich ist und das Geben vor den Leuten auch nicht, und sie beschlossen, einen Armenpfleger zu wählen, der heimlich zu den Armen gehen sollte, um ihnen zu helfen in ihrer Not und Krankheit und Armut, damit die linke Hand nicht wisse, was die rechte tut.

Anno 1527 war eine schwere Zeit und es kam eine Hungersnot über das ganze Land. Es war nichts gewachsen. Selbst die ältesten Leute hatten noch nicht solch trockenen Sommer erlebt. Keinen Tropfen Regen in Monaten. Tag für Tag Sonnenbrand und Hitze. Als der Herbst kam, saßen keine Körner in den Ähren. Das Gemüse war vertrocknet. Die Bäume hatten ihre Äpfel und Birnen schon mitten im Sommer abgeworfen, weil die Wurzeln keinen Saft ziehen konnten. Die Gräben und

Brunnen ausgetrocknet, die Flüsse so niedrig, daß man hindurchwaten konnte. Als der Herbst kam, gabs kein Mehl und kein Brot und kein Gemüse in den Topf. Das Vieh mußte geschlachtet werden, weil kein Futter da war. Da lebten die Menschen von Fleisch. Doch das war bald aufgezehrt, nun wußte niemand mehr aus noch ein. Katzen und Hunde wurden geschlachtet und gegessen. Magerer und magerer wurden die Menschen. Sie kamen ganz von Kräften und viele starben, weil niemand ihnen half und helfen konnte. Das war eine schreckliche, schwere Zeit.

Anno 1566. In diesem Jahre ist eine große Pestilenz über ganz Deutschland gewesen. In Bremen sind täglich an die 50 Personen gestorben. Die höchste Zahl ist 66 gewesen und sind etliche Tausend in dieser Stadt gestorben.

Einer hat die Krankheit zum anderen getragen und wer angesteckt war, der starb in wenigen Stunden. Denn ein Mittel gegen die gräßliche Seuche gabs nicht. Dazu waren die Straßen so eng und finster, die Häuser so voll von Menschen. Die Zimmer so dumpfig und ungesund. Und es gab keine Krankenhäuser. War die Pest im Hause, so flohen die Gesunden in alle 4 Winde auseinander und die Kranken waren sich selber überlassen und konnten sehen, wie sie fertig wurden. Niemand mochte sie pflegen, niemand die Gestorbenen begraben.

Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt wurde der schwarze Tod getragen und überall starben die Menschen und die Gesunden flohen und trugen die Seuche nach neuen Orten. Tausende mußten ihr Leben lassen. So wütete die Pest in unserem Vaterlande.

Da ward eine gewaltige Schlacht geschlagen. — Von beiden Seiten kamen die Soldaten heran. Tiefe

Gräben wurden ausgegraben und Wälle aufgeschüttet. So wurde die Schlacht vorbereitet. Und auf die Wälle wurden Kanonen von den Pferden hinaufgezogen und aufgestellt. In langen Reihen standen sie da und ihre kreisrunden schwarzen Öffnungen zielten schon nach gegenüber, wo die Kanonen des Feindes ebenso aufgepflanzt waren. Und dann begann die Schlacht. Die Kanonen schossen die großen, kinderkopfgroßen Kugeln hinüber. Reiterscharen, mit Spieße bewaffnet, sprengten heran und suchten in das fremde Lager zu dringen. Da brachen die Fußsoldaten hervor und hieben mit den Schwertern gegen die heranstürmenden Reiter und erstachen die Pferde, daß sie stürzten und der Rest in wilder Flucht zurückritt. Immermehr Truppen wagten sich hinter den Verschanzungen hervor und die Kornfelder zwischen den Lagern waren in wenigen Stunden nicht mehr zu erkennen. So war der Boden zertreten und zerstampft. Den ganzen Tag wogte die Schlacht. Ein Handgemenge schien alles zu sein. Die Kanonen vermochten nicht mehr zu schießen, denn die Kugeln hätten Feind und Freund getroffen.

Endlich kam der Abend. Wer noch lebte, rettete sich ins Lager. Und zurück blieb die große Zahl der Verwundeten und Toten. Menschen und Pferde, alles lag durcheinander. Die ganze Nacht hindurch klang das Stöhnen. Am anderen Morgen zog das eine Heer ab. Es mußte so viele Tote und Verwundete zurücklassen, daß es nicht weiter kämpfen konnte. Die Sieger aber schaufelten Massengräber und begruben, was kein Lebenszeichen mehr gab. Und die Verwundeten? — Krankenhäuser gab es damals noch nicht.

Das Land aber war verwüstet.

Merkst du, was das heißt? — Verwüstet, gleich einer Wüste. Die Dörfer verbrannt, die Menschen getötet, das

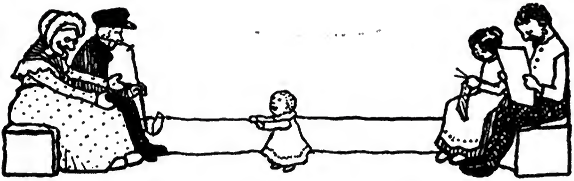
Vieh geschlachtet und geraubt, die Felder nicht besät und bestellt und die Obstbäume umgeschlagen. Städte, in denen sonst tausende wohnten, lagen wie Trümmerhaufen da. Kaum, daß sich noch ein Mensch darin verborgen hielt aus Furcht gequält oder getötet zu werden. Erschlagene lagen in den Straßen und es war niemand, der sie begrub. Das Gras wuchs auf Mauern und zwischen den Steinen. Die Fenster und Türen waren zerschlagen. Die Schränke und Kommoden ausgeraubt. Nirgends Geld, nirgends ein Geschäft. — Das Land aber war einer Wüste gleich.

So erzählt mein Buch Seite für Seite. Mit der Zeit der Kreuzzüge hebt es an, als Ritter und Handwerker nach dem heiligen Lande zogen, wo Jesus Christus gelebt hatte, bis zur Zeit, als Luther lebte und die neue Lehre auch nach Bremen kam. Und dann erzählt es von der schrecklichsten Zeit, die über unser deutsches Vaterland hereinbrach, von der Zeit des dreißigjährigen Krieges, der das ganze Land verwüstete. Viele alte Namen stehen im Buche, Namen, die man heute in unseren Adreßbüchern vergeblich sucht. Aber auch eine Menge Familien haben schon vor Jahrhunderten in Bremen gelebt, deren Namen noch heute mit Ehren genannt werden.

Mancher von denen, die vor vier oder fünf oder sechs Jahrhunderten in unserer Stadt lebte, hat auch nicht bedacht, daß sein Name noch nach so langer Zeit gelesen und was er Gutes oder Böses getan, genau für alle Zeiten aufgeschrieben werden würde.

Glücklich derjenige, von dem die Chronik nur Gutes zu berichten weiß.





Nachwort.

So, nun hast du das ganze Buch zu Ende gelesen und stehst vor dem allerletzten Abschnitt. Nun hab ich dir noch etwas zu erzählen, aber nichts von „Heute und vor Zeiten“, sondern etwas von dir und den Dingen, die um dich herum sind.

Sieh, alles ist geworden! Alles hat seine Geschichte; und bei manchen unscheinbaren Dingen ist die Geschichte, wenn man sie nur kennt und zu lesen versteht, mehr wert, als das ganze Ding selber. Gerade wie jeder Mensch seine Eltern und Großeltern und Urgroßeltern usw. hat, so hat sie jedes Ding auch. Und wie unsere Eltern uns wohl ähnlich sind, aber doch nicht gerade so wie wir aussehen und die Großeltern ebenfalls und desgleichen die Urgroßeltern, so sehen auch die Dinge von heute wohl denen vor Zeiten ähnlich, sind ihnen aber doch nicht gleich.

Erinnerst du dich noch wie wir beide in der ersten Geschichte vor dem Schaufenster des Messerladens standen und wie lange wir nachdachten über die Erfindung des Messers? Nicht wahr, da sahest du sie alle deutlich vor dir, die Eltern und Großeltern und Ur- und Urureltern des ausgestellten Taschenmessers. — Oder weißt du noch, was ich dir vom Automobil erzählt habe? Da hast du sie alle gesehen, die ganze Reihe der verschiedenen Versuche,

die der Erfindung des Wagens voraufgehen mußten. Nicht ein Mann allein hat ihn erfunden, sondern hunderte und tausende, deren Namen niemand mehr kennt, haben mitgeholfen, daß jeder neue Wagen ein klein wenig praktischer und besser und schöner wurde, als der alte. Ists nicht bei uns Menschen gerade so? Sorgt nicht jede Mutter und jeder Vater darum, daß das Kind ein wenig klüger werde und es besser habe als die Eltern?

So aber wie vor Zeiten viele mitgeholfen haben, daß unsere Geräte und unser Werkzeug und all die Sachen, die täglich um uns herum sind, immer schöner und bequemer und dauerhafter wurden, so müssen auch wir mithelfen, daß dereinst, wenn unser Leben längst verflossen ist, alles noch besser und schöner geworden ist. Und das soll geschehen durch unser Nachdenken. Denn glaub es nur: Vollkommen ist nichts auf der Welt! Alles kann noch vervollkommnet werden. Da darfst und mußt auch du mithelfen. Jeder Mensch soll dazu beitragen, daß das Leben angenehmer werde von Tag zu Tag.

Doch meine nur ja nicht, daß ich hier allein von den Sachen rede, von denen ich dir in diesem Buche erzählt habe. O nein! Das gilt für alles. Und wenn es auch nur eine leere Sardinenbüchse wäre, die du irgendwo auf dem Kehrichthaufen liegen siehst, sie kann dir eine lange Geschichte erzählen von all den Versuchen der Menschen, Eßwaren vor Fäulnis zu bewahren. Jedes abgebrannte Schwefelholz, das achtlos auf der Straße liegt, ist ein Kapitel aus dem Buche: Wie die Menschen das Feuer beherrschen und benutzen lernten.

Sieh, dieses Buch, dessen letzten Abschnitt ich jetzt schreibe, ist schnell ausgelesen. Wenn du aber mit offenen und klugen Augen ins Leben selbst hineinschaust und läßt

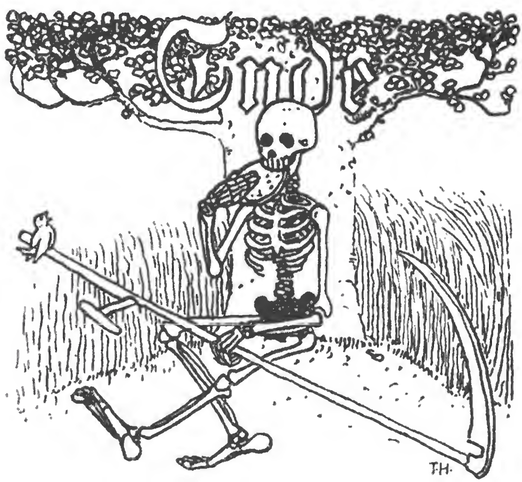
dir von den tausend Dingen in Haus und Straße selber ihre Geschichten erzählen, dann habe ich dir ein Geschichtenbuch nachgewiesen, das überhaupt nicht auszulesen ist. Immer neue Kapitel in bunter Reihe liegen vor dir, wenn du nur zu lesen versuchst. Und das Lesen ist so leicht! Du brauchst nur irgend ein Ding, das dir gerade vor Augen und in die Hände kommt, zu fragen: Wer bist du? Wer hat dich gemacht? Was sollst du in dieser Welt? Sahst du immer so aus wie heute? Wie warst du vor Zeiten? Glaub mir, kein Ding läßt dich ganz ohne Antwort, etwas erzählt dir ein jedes. Und es erzählt dir um so mehr, je mehr du fragst und den Antworten nachdenkst. —

Und nun gehe hin und versuch einmal dir von den Dingen selbst ihre Geschichte erzählen zu lassen. Da ist ein Schuhwaren-Geschäft und du siehst sie alle ausgestellt, die verschiedenen Schuh- und Stiefelsorten: Turnschuhe, Hausschuhe, Pantoffeln, Straßenstiefel, Reitstiefel, Bergschuhe, Strandschuhe, Holzschuhe, Babyschuhe. Frag nur jeden einzelnen: Warum siehst du gerade so und nicht anders aus? Und dann frag weiter: Gabs vor hundert oder tausend Jahren auch schon Schuhzeug? Warum trägt man überhaupt Schuhe und Stiefel? usw. Da steht ein Schutzmann. Frag ihn einmal, was er alles zu tun hat, worauf er achten muß und wie lange sein Dienst dauert. Und dann laß dir auch erzählen, wie die Schutzleute aussahen zu Vaters und zu Großvaters Zeiten, wie lange es schon Schutzleute gibt und wo noch heute keine sind. Dann hörst du wieder einmal eine lange Geschichte und als Überschrift kannst du darüber schreiben: Warum Schutzleute in der Welt sind und wie sie sich im Laufe der Zeit verändert haben.

So liegt das große Buch des Lebens überall offen, wenn du zu Hause ein Stück Hausrat betrachtest oder wenn du auf dem Schulwege den Menschen und Dingen nachdenkst. Es ist überall, wo du stehst und gehst bei Tage oder in der dunklen Nacht. Und jedesmal schaust du ein neues Blatt.

Kein Mensch kann sie alle lesen, aber zugeklappt wird das Buch erst dann, wenn der Sensenmann kommt und das letzte Wort spricht, das Wort .

„Ende!“



Inhalt

Quellen:

H. Schurz: Urgeschichte der Kultur.
A. Sach: Deutsches Leben in der Vergangenheit.
A. Cl. Scheiblhuber: Deutsche Geschichte I.
Th. Heymann & A. Übel: Aus vergangenen Tagen, Kommentar zu A. Lehmanns Kulturgeschichtlichen Bildern.
H. Stoll: Geschichtliches Lesebuch.